Münster. 1928, № 30

Phil. Diss.

Germanistik

FRANZ DINGELSTEDT'S LYRIK

auf ihre Quellen und Vorbilder untersucht.

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

Vorgelegt von

Hans Sperling

aus Oschersleben (Bode)

Tag der mündlichen Prüfung: 17. Mai 1927.

Dekan: Herr Prof. Dr. v. Salis

Referent: Herr Prof. Dr. Schwering

Münstersche Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Münster i. W.

1928

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsübersicht.

I. Aeußere Geschichte der Lyrik Dingelstedts. (Entstehung und Entwicklung seiner Lyrik an Hand einer kurzen Biographie) 7

II. Franz Dingelstedt und seine Vorbilder. 29

1. Dingelstedt und Schiller 30
2. Dingelstedt und Goethe 32
3. Dingelstedt und Eichendorff 32
4. Dingelstedt und Heine 34
5. Dingelstedt und Byron 45
6. Dingelstedt und Lenau. 46
7. Dingelstedt und Grün 48
8. Dingelstedt und Bonaventura 50
9. Dingelstedt und Freiligrath 51

III. Aus Dingelstedts künstlerischer Werkstatt.

1. Kritik und Korrektur 54
2. Stil 63

„Es scheint, als sei für die einen das Leben ein Traum, für die anderen der Traum das Leben; und zu den letzteren zählt Franz Dingelstedt", so sagt einmal dessen Freund und Landsmann Julius Rodenberg. (1) Damit wollte er nun keineswegs andeuten, daß Dingelstedt Zeit seines Lebens ein Träumer gewesen. Das widerspräche den Tatsachen; denn es sind wohl nicht sehr viele, die sich in allen Lebenslagen so zu behaupten, so fest auf den Boden der Wirklichkeit stets zu stellen wußten, wie gerade Franz Dingelstedt, der so zielbewußt und sicher, mit solcher bewunderungswerten Virtuosität, manchmal vielleicht auch schroffer Rücksichtslosigkeit, seinen Weg zur Sonne verfolgte. Aber gerade dieser Dingelstedt mochte Rodenberg vor Augen schweben, dieser Meister der Lebenskunst, der es wie kein zweiter verstand, sich zum Herrn der Träume aufzuschwingen; denn mit starker Hand griff er hinein in die hochfliegenden Pläne seiner Jugend, wußte das Schicksal zu meistern und den Traum von Glück und Ruhm und Ehre zum Leben zu zwingen. Teilweise allerdings nur, denn wahrhaft glücklich ist er nie gewesen; aber was die Welt einem Manne seinesgleichen an Ehren und Kränzen zu geben vermochte, das ist ihm in verschwenderischem Maße zuteil geworden. Vom Sterbelager des Reichsfreiherrn und allmächtigen Leiters der Wiener Hoftheater im stolzen Palais der schönen Donaustadt führt der Weg zurück zur kleinen Wiege in schlichter, fast armseliger Hütte eines kleinen hessischen Dorfes.

Heute freilich ist sein Name kaum noch bekannt, wie auch seine Werke fast vergessen sind. Man schätzt ihn als tüchtigen Theaterleiter, der drei Jahrzehnte lang die Geschicke dreier Hofbühnen bestimmte, in der Literaturgeschichte sind dem politischen Dichter einige Zeilen gewidmet, und das ist alles, was von einem Manne übrig blieb, der zu seiner Zeit zu den gekanntesten und beachtetsten zählte. Und doch findet sich in seinen Werken, würde man sich nur der Mühe unterziehen, sie wieder einmal aufzuschlagen, manches, was verdiente, der Vergessenheit entrissen zu werden. Vor allem hat Dingelstedts Lyrik bis heute viel zu wenig Beachtung gefunden. Gewiß, er hat vieles, was andere auch haben, und seine Dichtungen ragen vielleicht nicht gerade sehr oft über ein Mittelmaß hinaus, aber es ist doch nicht abzuleugnen,

daß sich bei ihm auch eine ganze Anzahl Gedichte findet, die zu den Perlen deutscher Lyrik zählten, wenn sie mehr gekannt würden; „seelenvolle und ergreifende Melodien, worin das volle bewegte Herz in echt lyrischer Unmittelbarkeit sich ausspricht" (2). Dazu weisen selbst seine weniger bedeutenden Schöpfungen ein starkes Formtalent und einen großen Sprachreichtum auf, so daß es eine dankbare Aufgabe ist, ihn unserem Verständnis wieder einmal näher zu bringen.

In dem letzten Jahrzehnt scheint das Interesse an diesem ungewöhnlichen Manne wieder etwas gewachsen zu sein, wenn man so aus den verschiedenen Artikeln in namhaften Zeitungen und Zeitschriften der letzten Jahre schließen darf. Vor allem hat Werner Deetjen in Weimar, augenblicklich wohl einer unserer besten Kenner Dingelstedts, manches Neue zum Lebensbilde des Hessen beigetragen. Aber eine eigentliche Würdigung seiner Lyrik fehlt doch noch immer. Der Zweck dieser Abhandlung liegt nun besonders darin, nachzuweisen, daß Dingelstedt eine Reihe deutscher Dichter nachgeahmt und es zugleich verstanden hat, sich in das Wesen ihrer Poesie zu versenken und für sich manchen Nutzen daraus zu ziehen. Da eine Reihe der schönsten Lieder nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen, zum Teil sogar nur in Zeitungen, Taschenbüchern oder im Nachlasse zu finden sind, war es nötig, auch diese mit heranzuziehen. Eine eingehendere Behandlung erforderten die Korrekturen Dingelstedts, da kaum ein einziges Gedicht in ursprünglicher Fassung in den sämtlichen Werken Eingang fand. Und endlich: Dingelstedts Gedichte sind ihrer Entstehung nach nur aus seinem Leben zu verstehen. Bei ihm wird das Leben zum Gedicht, ist das Gedicht ein Bild seines Lebens. Alles, was ihn bewegte, was er fühlte und dachte, jede Leidenschaft, die kleinste Bewegung seines Innern, wurde zum Gedicht, wie er selbst einmal sagt:

„Und kühner als nach fremden Stoffen,
Griff ich ins eigene Herz hinein."

I. Äußere Geschichte der Lyrik Dingelstedts.

„Hier hab' ich, ach manches unzählige Mal,
Als Knabe und Jüngling gesessen,
Hinuntergeschaut in das heimische Tal,
Die Welt und mich selber vergessen." [3])

so sang einst Franz Dingelstedt in seligem Gedenken seiner trauten Heimat, der Stätte seiner goldenen Jugendträume. Rinteln, dem kleinen freundlichen Weserstädtchen, galt seine Sehnsucht, sein Erinnern; denn seinen Geburtsort hatte er schon in so früher Jugend verlassen, daß er kaum unverlöschbare Eindrücke von ihm hätte empfangen können.

In Halsdorf, einem kleinen oberhessischen Dorfe des Kreises Kirchhain, ward unser Dichter am 30. Juni 1814 geboren. Er entstammte einer einfachen, schlichten Bürgerfamilie. Sein Vater hatte in kurhessischen Kriegsdiensten gestanden und sich in den Tagen der Freiheitskriege rühmlichst hervorgetan. Nach seinem bald darauf erfolgtem Abgange aus dem Soldatenstande, erhielt er eine Stelle als Subalternbeamter. Bis zu seinem Ende ist er stets der strenge, peinlich genaue, pflichttreue Soldat geblieben, ein leuchtendes Vorbild unermüdlichen Fleißes und strenger Rechtschaffenheit für seine Familie. Von ihm hat des Sohnes dichterische Anlage kaum eine Förderung erhalten, wohl aber legte des Vaters Vorbild in ihm den Grund zu jener Gewissenhaftigkeit und „Akuratesse", die seine Bühnentätigkeit so glänzend gestaltete. Wie so viele andere Poeten empfing Dingelstedt von der Mutter Anlage und Förderung seines Talentes. Ihre tiefe, feinfühlige Natur brachte den noch oft unklaren Träumen des Knaben volles Verständnis entgegen und wußte sie allmählich in klarere, festere Bahnen zu lenken. Ihrer Kritik unterwarf er die ersten Versuche seines dichterischen Talentes.[4]) Sie wußte diese jugendlichen, dichterischen Ansätze zum Keimen zu bringen, und so galt denn auch ihr die ganze Liebe und Bewunderung seines jungen Herzens. Auf allen Wegen seines wechselreichen Lebens begleitete ihn der lieben Mutter Bild. Als unsichtbarer Schutzgeist umschwebte sie ihn, um oft mit elementarer Gewalt vor seinem Geiste aufzutauchen. So denkt der Flüchtige, Heimatlose mit Sehnsucht ihrer und wünscht beim Mütterlein zu ruhen in heimat-

licher Erde, so sieht sich der von wilder Leidenschaft Umstrickte plötzlich vor einem Friedhofe und meint:

„Es sitze auf jenem weißen Stein,
Mein liebes, seliges Mütterlein,
Und blicke mich an und weine." [5])

Zwei Jahre erst war Dingelstedt alt, als seine Eltern das stille Dörfchen, in dem des Knaben Wiege gestanden, verließen. Sein Vater wurde als Verwalter der Einkünfte des Klosters Möllenbeck nach Rinteln versetzt. Hier in dem kleinen, freundlichen Weserstädtchen hat unser Dichter Freud und Leid der Jugend erfahren; hier schwelgte er in den Wonnen erster Liebe, hier sprach zu ihm später auf Schritt und Tritt, aus stillen Gäßchen, verborgenen Nischen, die süße Stimme der Erinnerung:

„Wie liebender Sang aus lieblichem Mund,
So rauschte es rings durch die Bäume,
Und allüberall aus dem grünenden Grund,
Begrüßten mich goldene Träume." [6])

Das traute Städtlein im friedlichen Tale, die buchenbelaubten Abhänge der Weserberge und an ihrem Fuße das Silberband der Weser, die in vielen Windungen das Land durchzieht, waren aber auch ganz dazu angetan, in dem Knaben den Sinn für die Natur zu wecken und mit ihren Schönheiten sein Herz für immer zu umstricken. Nie ließen sie ihn wieder frei, die romantischen Bilder seiner Jugend, und immer wieder taucht in seinen Liedern die Erinnerung an sie auf.

Sein erster dichterischer Versuch, ein Geburtstagspoem auf seinen Vater, stammt aus dem Jahre 1827. Rodenberg nennt den Inhalt „kindlich", lobt aber die tadellose Form und Versreinheit, die vielleicht schon etwas vom „künftigen" Dingelstedt ahnen läßt. [7]) Vor allem fehlte seinen Jugendgedichten wohl noch die Klarheit der Gedanken; dabei boten sie oft eine Ueberfülle von mythologischen Bildern. Er stand, wie es ja für den damals Dreizehnjährigen nicht anders zu erwarten war, noch ganz im Banne seiner Lektüre. Schiller besonders übte großen Einfluß auf ihn aus, aber auch andere zeitgenössische Dichter waren ihm vertraut.

Als erstes, uns erhaltenes Erzeugnis Dingelstedt'scher Muse, nennt Rodenberg ein Gedicht, das der Fünfzehnjährige einer Freundin, Emma von Alten, deren Vater gestorben war, im Mai 1829 ins Stammbuch schrieb. [8])

Es verdient gleichfalls Erwähnung wegen seiner beachtenswerten Reinheit in Vers und Sprache. Etwas vom späteren Dingelstedt zeigt sich schon in einem anderen Gedicht: „Ergebnis der Langenweile", das auf der Rückseite

des Umschlages von „Oertels Lehrbuch der klassischen Altertumskunde, nach Eschenbach, Ansbach 1809“ eingetragen ist. Lange Jahre war es verschwunden, erst 1879 wurde es wieder aufgefunden.. [9])

Ostern 1831 verließ Dingelstedt das Gymnasium seiner Vaterstadt und zog mit Oetker und Hartmann, dem treuen Jugendgespielen, [10]) zur „alma mater Marburgensis“. Bei seinem Abgange legte er ein Gedicht vor, das „Hassia felix“ betitelt, sein hessisches Vaterland in lateinischer Sprache feierte. Es ist das erste seiner Gedichte, das im Druck erschien. Vielleicht mehr auf Wunsch seines Vaters als aus innerem Drange, ließ er sich in der theologischen Fakultät als Hörer einschreiben, vernachlässigte aber anfangs sein Studium sehr und überließ sich lieber seinen poetischen Neigungen. In kurzer Zeit schon fand er einige Gleichgesinnte, denen er sich in Freundschaft anschloß, so u. a.: Gustav Ad. Vogel, Heinrich Pany, Karl Piderit, Konrad Fliedner und Ed Selberg. Mit Oetker gründete er ein literarisches Kränzchen, dem er einen großen Teil seiner Zeit widmete, ohne daß das Unternehmen bedeutende Früchte trug. Für die Entwicklung seiner politischen Lyrik allerdings ist die Zeit in Marburg von nicht zu unterschätzendem Einflusse gewesen. Schon an dem Gymnasiasten waren die politischen Ereignisse nicht ganz spurlos vorübergegangen; dazu zogen doch die aufständischen Bewegungen der 30 er Jahre zu weite Kreise, als daß sie selbst das stille, abseits gelegene Rinteln nicht berührt hätten. Und in die Jubelgesänge zum Preise der siegreichen Polen, in die Klage über ihre dann erfolgte Niederlage hatte auch Dingelstedt mit eingestimmt, dem Beispiele eines Uhland, Platen und Lenau folgend, in seinem Dialoge: „Kosciusko und Skrynecki auf den Trümmern von Warschau“. Aber nunmehr bot doch die Universitätsstadt Marburg dem Studenten in politischer Beziehung stärkere Anregungen, als Rinteln dem Gymnasiasten. Schon die Nähe der Residenz Kassel mußte naturgemäß eine engere Berührung mit den brennenden Fragen der Zeit ermöglichen; zudem war Marburg dem Verkehre zugänglicher, und die Nachrichten aus Paris riefen hier eine schnellere und geräuschvollere Bewegung hervor, als in dem kleinen, abgelegenen Rinteln. Im ganzen darf man sagen, daß die Erlebnisse seiner Jugend: — Aufstand der Hessen gegen ihren Landesherrn und Erzwingung einer Verfassung — Dingelstedt erst in Marburg in ihrer völligen Bedeutung klar wurden, und daß hier in Marburg schon der Keim zu dem bedeutendsten Werke seiner politischen Lyrik gelegt wurde, zum „Kosmopolitischen Nachtwächter“.

Neben den politischen Ereignissen verfolgte der junge Student die literarischen Erzeugnisse seiner Zeit mit wach-

samen Auge. Heine, Chamisso und Jean Paul z. B. waren ihm schon in jener Zeit lieb und vertraut. An eigenen poetischen Erzeugnissen aber sind die Marburger Jahre weniger reich gewesen. Schuld daran waren Krankheit, Unzufriedenheit und vor allem Berufszweifel.

Letztere nämlich erzeugten in ihm eine ständige Mißstimmung und Niedergeschlagenheit, die häufig geradezu an Verzweiflung grenzte. Es lebte in ihm nun einmal der starke Drang nach Höherem, die heiße Sehnsucht nach äußerem Erfolg und glänzender Stellung. Beides war in seinem Herzen so verwurzelt, daß ihm der an und für sich schon seinen Neigungen „wildfremde, widersprechende Beruf“ [11]) fast zur Last wurde; denn als Theologe schien ihm jede Möglichkeit, emporzusteigen, genommen.[12]) So begannen die trüben, verzweifelten Stimmungen sein Gemüt immer stärker zu verdüstern, und nur der Gedanke an seine kränkliche, über alles geliebte Mutter hielt ihn aufrecht.[13]). Daß eine solche Verfassung jedwede poetische Stimmung im Keime ersticken mußte, liegt klar zu Tage.

Zeitweise brachen aber doch seine Jugendlust und ein goldiger Humor sich Bahn. So ließ er einst, um seinen Vater, der ihn ziemlich knapp hielt, auf die Ebbe in seinem Beutel aufmerksam zu machen, das launige Sprüchlein in das Kreisblatt einrücken:

„Des Vaters Brief ist immer dünn,
Ist weder Geld noch Wechsel drin,
Hätt' ich nicht die liebe Mutter noch,
Ich säß schon längst im Hundeloch.“ [14])

In seinen besseren Stunden zog ihn auch wohl die Muse in ihren Bann und zwang ihm die Feder in die Hand, oder aber es erfaßte ihn die „allgewaltige Sehnsucht zu lieben“, [15]) und Leidenschaft ließ sein Herz schneller schlagen. So vergingen ihm die Tage in wechselnden Stimmungen, bald düster in Verzweiflung gehüllt, dann wieder lustgeschwellt in Jubel und Freude. „Ein Viertel krank, ein Viertel fleißig, ein Viertel verliebt, ein Viertel verrückt“, nennt er sich selbst einmal.[16])

Im Wintersemester 1833/34 kam die Friese'sche Schauspieltruppe nach Marburg. Mit ihrem Leiter schloß Dingelstedt bald eine Art Freundschaft und lieferte ihm für seine Vorstellungen verschiedentlich Prologe und Epiloge. Aus dieser Zeit stammen vor allem der wirkungsvolle „Einzug und Auszug“, [17]) zwei Prologe bei „Eröffnung und Schluß einer Wanderbühne“, nachweisbar das erste, später allerdings retouchierte Stück Jugendpoesie, das unser Poet der Aufbewahrung für Wert erachtete,[18]) und von dessen packender, mitreißender Wirkung er sich später selbst einmal bei einem Besuche in Eisenach, überzeugen konnte, wie er im Wanderbuche in

launiger Weise erzählt.[19]) Zu der ersten Liebhaberin der Truppe erfaßte ihn eine tiefe Leidenschaft, die ihn bald vollständig beherrschte. Und selbst später noch, als er auf diese Liebe auch nur noch als auf eine der zahlreichen ähnlichen Episoden seines Lebens zurückschaute, findet sich der Name: Leonore Treffert, verschiedentlich in seinen Briefen und Gedichten. Ihr galt das Sonett „An Leonore als Ierta in der Schuld", ihr auch die Schilderung der Aline in der Novelette „Desdemona".[20]) Zu einem offiziellen Bruch zwischen beiden scheint es nicht gekommen zu sein; denn noch in Fulda trafen sie sich und feierten ein frohes Wiedersehen.[21]) Aber das Verhältnis muß doch wohl schon bald ein sehr loses gewesen sein; denn noch im selben Winter berichtet er in einem Briefe an Vogel von der wiederentflammten Liebe zu Emma, vielleicht Emma von Alten.[22]) Diese ist wohl die Heldin der „Begegnung" und des „Ballabends", zweier Gedichte, die er Hartmann widmete, dem er in der „Epistel an Julius" kurz zuvor ein Bild seiner wechselnden Stimmungen entworfen hatte. Das erste ist vom 13. 10. 34. das andere vom 6. 12. 34, von Dingelstedt eigenhändig datiert.[23]) Zu Ende desselben Jahres bestand der junge Student sein theologisches Examen und wandte nunmehr der lieben Musenstadt den Rücken. Der Abschied aus dem vertrauten Kreise der Freunde, aus seiner „jugendlieben" Stadt ist ihm sehr schwer geworden. Immer und immer wieder denkt er ihrer mit Sehnsucht und leiser Wehmut, und oft noch zaubert die Erinnerung ihr Bild vor seine Seele. Noch in seinen Liedern für Haus und Herd ruft er aus:

„Ach Gott, es war eine schöne Zeit
Und ihrer gedenk ich gerne,
Sie liegt nun weit dahinten, so weit,
Wie dort die duftige Ferne."[24])

Zunächst kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um hier in Ruhe die Schritte seiner vorgesetzten Behörde abzuwarten. Denn noch hatte er nicht endgültig mit seinem Berufe gebrochen, wenn auch vielleicht der Bruch innerlich schon seit langem vollzogen war. Das rächte sich denn auch in der verstärkten Wiederkehr jener Schwankungen und trüben Stimmungen seines Gemütes, die ihn verbittert und oft selbst ungerecht gegen andere werden ließen. Das Leben und Treiben in Rinteln behagte ihm nicht mehr, die Philisterhaftigkeit dortiger Gesellschaftskreise stieß ihn ab. Das alles machte ihn höchst unzufrieden und mit sich selbst zerfallen. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse schwieg aber seine Muse nicht ganz, versiegte der Quell seiner Lieder nicht. Nur ward durch die Unzufriedenheit mit sich und aller Welt eine Eigenschaft immer ausgeprägter, die sich schon in ihren Anfängen

in seiner frühesten Jugend gezeigt hatte,[25]) Spott und Ironie gewannen stets mehr und mehr in ihm die Oberhand. Ueber alles, was seiner schönheitsdurstigen Seele zuwider, was das beobachtende Auge schmerzte, goß er die oft recht giftige Lauge seines Spottes". „Ich studiere", so meldete er Hartmann, „das Rinteler gesellige Leben, d. h. die Teemaschine, nach eigenen Grundsätzen — — sie haben mich hineingerissen, und ich stehe in dem Kreise und ich möchte lachen vor Wut. Es ist hier eben so toll wie dort — — nur ich bin hier toller, eben weil ich ich bin, und weil ich hier bin. Die Verse strömen, größtenteils pikanter Art, Travestien, Persiflagen. Dergestalt habe ich mich nicht nur zum Stadtpoeten aufgeschwungen, den man überall mit scheuen Blicken und hämischen Lorgnetten anschaut, sondern ich habe mich auch unangenehm gemacht, weil man mich für mokant hält. pp. Ein Gedicht — die Ressource betitelt, frei nach Schillers Glocke, — machte 14 Tage mächtiges Aufsehen. Da verdrängte es ein anderes dramatisches Stück meiner Muse, von den jungen Rintelensern auf der Ressource aufgeführt — man fand auch hierin Anspielungen, Sottisen, Stiche: natürlich konnte man das Stück nicht verketzern, man verketzerte nur den auctor scandali".[26]) Jenes Gedicht, das er die Ressource nannte, ist uns bekannt und in einigen Abschriften erhalten. Dingelstedt nennt es eine „langweilige Fiebervision in zwang -und zwecklosen Versen", und nach Rodenberg zeigt es schon den fertigen Dichter, und ist in Versanmut und Schärfe nur von den besten Stücken des „Nachtwächters" übertroffen worden.[27]) Diese Spottverse hat man dem Poeten sehr übel genommen, wie er es ja schon selbst in jenem Briefe andeutet. Man ließ ihn das auf Schritt und Tritt fühlen; und hüllte er sich auch wieder in den Mantel des Spottes, der Jüngling hat im Grunde genommen doch schwer darunter gelitten. „Ich aber", so ruft er voller Schmerz aus, „stand in der hintersten Fensterecke wie immer, und es ging ein großer Schmerz durch meine Seele, und ich hätte für ein Fünkchen Liebe, Liebe, wie ich sie suche, gern das Leben gegeben."[28])

Bei all der Beschäftigung mit seiner Muse, hatte er immer ernstlicher den Gedanken eines Berufswechsels erwogen. Wie trostlos schien seinem Ehrgeize die Zukunft, wie bangte er davor, als Dorfpfarrer vielleicht aus der Ferne dem bewegten Treiben der Welt müßig zuschauen zu müssen,: „lebendig begraben, ehe ich gelebt, mit 22 Jahren ein Greis".[29]) Als ihm nun sogar noch die geistlichen Behörden Schwierigkeiten bei seiner Anstellung machten, weil er profane Lieder verfaßt und Komödie gespielt habe, brach er kurz entschlossen mit seiner Vergangenheit und nahm das erste beste Angebot wahr. In einem englischen Erziehungsinstitut in Ricklingen bei Hannover

fand er eine Anstellung als Lehrer. Die Kämpfe und Schwierigkeiten der verflossenen Jahre haben aber in seinem Gemüt noch recht lange nachgewirkt. Seine Briefe an die treuen Freunde Oetker und Hartmann [30]) weisen unverkennbare Merkmale einer stillen Resignation, eines düsteren Weltschmerzes auf, im schroffen Gegensatze zu dem durchaus nicht stillen, zurückgezogenen, weltfeindlichen Leben, das der Dichter in jener Zeit führte.[31]) Niederschläge derselben düsteren Stimmung finden sich in einer ganzen Anzahl seiner Gedichte. Das hat nun dazu geführt, daß man ihm gewisse Konzessionen an die Literaturströmung der damaligen Zeit zum Vorwurfe machte, Konzessionen an die Weltschmerzstimmung. [32]) Ganz unberechtigt wird dieser Vorwurf gewiß nicht sein. Der Weltschmerzsänger Byron und der melancholische Lenau haben sicher auch auf Dingelstedt nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Ebenso mögen einige seiner Gedichte den Stempel des Gemachten an sich tragen, und er hat es uns ja selbst einmal gestanden:

„Ich denke lächelnd jener frühen Zeiten,
Wo sich mein Herz, der eignen Sehnsucht Spiel,
In selbst erschaffnen Schmerzen noch gefiel
Und in geträumten Minneseligkeiten." [33])

Aber man berücksichtigt hier vielleicht doch viel zu wenig die äußeren Umstände, die damals auf sein Leben und Dichten einwirken, und bei einem Dichter wie Dingelstedt stark einwirken mußten. Ständige Berufskämpfe, unerfüllte Hoffnungen, getäuschte Liebe, häuslicher Zwist, das alles mußte doch eine Stimmung erzeugen, die in ihrem Niederschlage in seinen Werken wohl etwas mehr als eine bloße Konzession an den Weltschmerz war.

Die Unzufriedenheit über einen ihm nicht zusagenden Beruf, die Mißstimmungen über so manche Unannehmlichkeiten des Tages, suchte er im Strudel des geselligen Lebens der nahen Residenz Hannover zu betäuben. Fehlte ihm auch in Ricklingen ein literarisch-interessierter Freundeskreis, wie einst in Marburg, so schloß er sich doch bald in Hannover einigen Gleichgesinnten an, wie: Friedrich Klenke, Detmold, Holbein und Marschner, der einige seiner Lieder komponierte. Dabei stand er mit den alten treuen Freunden, mit Oetker und Hartmann, Vogel und Piderit fast ständig in brieflichem Verkehr. Mit regem Interesse befaßte er sich wiederum in der ihm reichlich zur Verfügung stehenden freien Zeit mit den ihm schon früher liebgewordenen Dichterwerken, und auch Erzeugnisse neuerer und neuester Literatur fanden den Weg zu ihm. Daneben war er eifrig selbst literarisch tätig, schrieb für Harrys „Posaune", für die Braunschweiger „Mitternachtszeitung" und veröffentlichte an verschiedenen Orten eine Reihe

seiner Gedichte. „Die alma posauna[34]) hat manche meiner Kinder in den Mutterschoß aufgenommen und in seliger Vergessenheit begraben", so schreibt er an Oetker, „wegen ihres abscheulichen Renomés habe ich es aber vorgezogen, sie incognito zu befruchten und meine Beiträge unter dem Namen Franziskus abdrucken zu lassen. — Im Chamisso — Schwabschen Musenalmanach[35]) findest du einige, dir freilich schon bekannte Lieder von mir."[36]) Unter den letzteren befand sich auch das bekannte Gedicht: „Hier hab' ich so manches liebe Mal", das später, allerdings sehr verändert, auch in den gesammelten Werken Aufnahme fand.[37]).

Damals ging Dingelstedt, durch Erfolge ermutigt, auch daran, seine verstreuten Gedichte zu sammeln und zu ordnen. „Meine sehr vermehrten Lieder habe ich unter gewissen allgemeinen Titeln aneinander gereiht. (Junge Liebe in alten Liedern, — Reiselieder — Jahreszeiten — Sonnenlieder!")[38])

Ueberhaupt ist die Zeit in Ricklingen in Dingelstedts Schaffen äußerst fruchtbar gewesen. Seine poetischen und prosaischen Produkte fangen an, ihm über den Kopf zu wachsen und sich so zu häufen, „daß ich kaum Zeit finde, den aufdringenden Stoff zu ordnen, geschweige denn vollständig auszuarbeiten."[39]) Dazu trug er sich mit großen literarischen Plänen. Mit Vogel wollte er einen Musenalmanach gründen, mit Oetker und unter Mitwirkung einer Rinteler Dichtergruppe gedachte er, eine Zeitschrift „das Nesselblatt' herauszugeben. Aber es blieb nur bei der Absicht.

In den Sommerferien weilte er wieder für einige Zeit in seinem Elternhause. Im Laufe derselben nahm er an verschiedenen gesellschaftlichen Veranstaltungen teil, deren schöner Verlauf ihm noch lange in der Erinnerung nachging. Ihnen verdanken eine Anzahl von Liedern ihre Entstehung, so „Der Hohenstein", „Eine Landpartie",[40]) so auch ein Kranz formvollendeter Sonette, unter dem Titel „Die Unbekannte"[41]) zusammengefaßt, denen er das Motto: „Wahrheit und Dichtung" voranstellte. Noch einige Jahre später, in dem „Festgruß an das Haus Bardeleben in Rinteln", anläßlich der Vermählung der Tochter des Hauses, die ein Mitglied jener Wanderungen war, denkt er an die schöne Zeit mit Wehmut zurück. Während dieser Ferientage erwachte in ihm die Liebe zu Auguste Dunker von neuem mit doppelter Gewalt. Mit ihr verlobte er sich dann auch später, aber 1839 wurde das Bündnis von seiner Braut wieder gelöst. Hatte zeitweilig auch eine andere Leidenschaft ihre Person in den Hintergrund gedrängt, sie ist, wie er einmal selbst bekannte, in Wahrheit seine einzige Liebe gewesen. „Einmal habe ich doch gefühlt, was die Menschen mit ihrem ewigen Gerede und Gesinge von Liebe wollen. — — das war ein kurzer

Lenz, während die Blumen draußen erfroren standen. Und diese Liebe war wohl meine einzige wahre, denn sie war spielend und so freundlich wie ein Kind, und als sie gestorben war, hab ich weder geweint, noch gesungen — — ich habe sie still verscharrt in die Erde und ihr ein Epitaphium gedichtet, das einzige Lied, welches sie mich gekostet".[42]) Jenes einzige Gedicht seiner einzigen Liebe ist das schöne, in seiner Kürze mächtig packende: „Ich hat ein Röschen wert und lieb".[43])

Mehr als die Liebe zu Augusten wirkte auf den Fluß seiner Lieder eine kurze Leidenschaft zu der Schauspielerin Karoline Collet. Das Gedicht „Braune Augen"[44]) ist ihr gewidmet, und am 7. Dezember sandte er Hartmann 15 Sonette, deren Heldin Karoline ist. Hartmann empfing schon in früheren Briefen verschiedentlich Lieder, unter anderen 6 Sonette[45]) und einige seiner Herbstlieder.[46]) Das beseligende Gefühl der Liebe regte ihn zu neuem Schaffen an und beeinflußte für einige Zeit sein Wirken vollständig. „Ich habe wahrhaft unbändige Momente, in denen mich eine überfallende Fülle von schöpferischem Geiste durchströmt oder beflügelt. Dann laß ich mich auf den brausenden Wellen meiner Lieder mit wahrer Wollust forttragen und bändige den Sturm der Gefühle, und tauche ganz in den Wohllaut der Sprache wie in ein duftendes, laues Meer unter — — das sind Momente, wo ich mich trotz aller Demonstrationen und Remonstrationen als Dichter fühle".[47])

1836 wurde Dingelstedt nach Cassel an das Lyzeum Fridericianum berufen. Für seine dichterische Entwicklung war es wertvoll, daß er hier die alten Bekannten aus Marburg wiedertraf, mit denen ihn auch hier bald das Band reger Freundschaft einte. Im literarischen Kränzchen: in der „Stiftshütte", trafen sie des öfteren zusammen und wirkten in etwa anregend und verbessernd auf die poetischen Erzeugnisse ihrer Mitglieder. In jenem kleinen Kreise entstand auch der Gedanke, gemeinsam in einem Album, Kinder ihrer Muse zu veröffentlichen, ein Gedanke, der in der Herausgabe des „Hessischen Albums für Literatur und Kunst" zum Leben ward.[48]) Als Herausgeber zeichnete Dingelstedt, dessen Feder auch das erste Gedicht „Zimmerspruch", eine Aufforderung aller Kunstjünger zu treuer Mitarbeit, entstammte. Als weitere Gabe war ihm noch eine seiner besten Balladen beigegeben, die markige, feurige Erzählung vom „Scharfenstein".[49])

Neben dem freundlichen Umgange, den er mit Freunden aus der Stiftshütte pflog, trat der Dichter nunmehr in Beziehungen zu dem „Jungen Deutschland", als Ed. Beurmann zu Beginn des Jahres 1837 in Cassel die „Kurhessische

Allgemeine Landeszeitung" ins Leben rief. Das belletristische Beiblatt dieser Zeitung stand fast unter Dingelstedts alleiniger Redaktion und hat im Laufe der Zeit zahlreiche Beiträge der verschiedensten Gebiete von ihm gebracht; teils unter seinem vollen Namen, teils anonym, teils auch unter verschiedenen Pseudonymen. In der „Wage", so nannte sich das Blatt, erschienen auch die vielumstrittenen „Spaziergänge eines Casseler Poeten"[50]) zuerst, die dem Verfasser viel Feindschaft eintrugen und ihn plötzlich mitten in den Streit und das Gezänke der Parteien stellten. Die Gedichte waren noch nicht streng politisch tendenziös, näherten sich aber in der beißenden Verurteilung von Mißständen aller Art und in den spöttelnden Eingehen selbst auf politische Zustände, schon stark der politischen Lyrik.

Durch Beurmann kam Dingelstedt mit einigen bedeutenden Männern des „Jungen Deutschlands" in Fühlung. So besuchte er Gutzkow auf einer Sommerreise in Frankfurt und war bald einer der eifrigsten Mitarbeiter am „Telegraphen", nach dem er schon früher in Ricklingen zu dessen „Phönix" eine humoristische, kecke Abschiedsrede an den „Kometen" beigesteuert hatte.[51]) An Gedichten wurden in jener Zeit im „Telegraphen" seine Sonette „Dichterwehen"[52]) veröffentlicht. Auch zu Laube und Marggraff trat er in nähere Beziehungen. Auf diese Weise erfuhr seine Muse doch manche Anregung von jener Dichtergattung und vielleicht auch manchen Ansporn zu neuem Schaffen. Ueberall läßt sich damals wie nachher noch in Fulda, der Name Dingelstedts finden, der besonders durch die Veröffentlichung seines „Osterwortes"[53]) als Flugblatt rühmlichst bekannt wurde. In Zeitungen und Zeitschriften, in Taschenbüchern und Almanachen kann man sein dichterisches Arbeiten verfolgen. In Cassel trat er auch in brieflichen Verkehr zu General von Bardeleben, der ihm mancherlei Anregung gab, und dem er noch 1848 von Stuttgart aus in einem Sonett Worte der Aufmunterung zurief.[54])

Der Casseler Zeit verdanken wir eines der schönsten Lieder Dingelstedts, in dem er einen Ton der Ergriffenheit und tiefer Wehmut anschlägt, wie er ihm selbst später kaum schöner gelungen ist: „Ich scheide, Freund aus deinen Wesertoren, wo meiner Kindheit goldne Wiege stand".[55])

1837, nach dem Staatsstreiche in Hannover und der Absetzung der 7 Göttinger Professoren, die dagegen Protest erhoben hatten, kamen die Brüder Grimm, des Landes verwiesen, in ihre kurhessische Heimat. Leider ging der Wunsch des ganzen Volkes, die beiden Gelehrten dauernd der Heimat zu gewinnen, durch die Untätigkeit der Regierung nicht in

Erfüllung, und zum Bedauern aller verließen sie bald wieder das Land. Der Unzufriedenheit hierüber und dem Gefühle der Hochachtung vor den Beiden hat Dingelstedt später in einem tief empfundenen Gedicht Ausdruck gegeben, und wie in dumpfer Ahnung seines eigenen Schicksals entströmen ihm die Verse:

„Den Baum entsprießen und nicht wipfeln sehen
Ist ja dein altes oft gebüßtes Los." [56])

Als am 21. August 1838 Ad. von Chamisso aus dem Leben schied, weihte unser Dichter seinem Andenken einen poetischen Nachruf. [57]) Im selben Jahre erschien auch seine erste Gedichtsammlung [58]) und der „Frauenspiegel" [59]) Zwei Jahre erst war er in Cassel tätig, als es auch von hier wieder zu scheiden galt. Dingelstedts Schriftstellerei wurde von den Behörden schon seit langem mit verweisender Miene betrachtet, die „Bilder aus Hessen-Cassel" [60]) und die „Spaziergänge eines Casseler Poeten" waren eines Staatsbeamten nicht würdig, und so ward der mißliebige Mann nach Fulda strafversetzt. [61])

In den ersten Herbsttagen des Jahres 1838 hielt Dingelstedt seinen stillen Einzug in die alte Bischofsstadt. Die schöne Lage des Städtchens, die Naturschönheiten seiner Umgebung, mochten ihn in etwa mit seinem Schicksale versöhnen:

„Du heilige Natur bist mit mir gangen,
Und wieder kommt du mir die Hand zu reichen." [62])

so sang er in den „Liedern eines Verbannten". Aber ganz ausgesöhnt mit seinem Schicksale hat er sich wohl nie; im Grunde seines Herzens ist ihm Fulda doch stets „der Verbannung trauerreicher Ort" [63]) geblieben. „Mein Herz hängt voll bitterer und trüber Tropfen", klagt er in einem Briefe an seinen Schwager Ed. Dunker, „mich schmerzt nicht, daß ich hierher verwiesen bin, sondern, daß ich dieser Verweisung so wenig abgewinnen kann. Scheint es doch fast, als sei meine Seele in den wenigen Tagen ganz schlaff und stumpf geworden und verwintere ebenso rasch, als die Natur draußen . . . Ob ich's länger wie Weihnachten aushalte, weiß ich nicht. [64]) Er hats länger ausgehalten, länger als er selbst, als es seine Freunde für möglich gehalten; und er hat, wenn auch vielleicht nicht innerlich, so aber doch äußerlich den Verhältnissen etwas Geschmack abzugewinnen versucht. Jedenfalls fand er in Fulda doch Kreise, in denen er seine Unzufriedenheit und seine innere Zerrissenheit zeitweilig im Taumel der Geselligkeit und der Vergnügen untertauchen lassen konnte. Im Hause des Marquis de Cubières [65]) fand er literarisch interessierte Seelen, und das adlige Wallensteinsche Damenstift [66]) öffnete dem Verbannten gastlich die Tore und bot dem Mißgestimmten

mancherlei Zerstreuung und Ausspannung. In diesen Kreisen „vereinigte sich alles, was Anziehungskraft auf Dingelstedt üben konnte: Der Luxus und aristokratische Parfüm der höchsten Gesellschaftskreise, die Tradition feinster französischer Bildung und der direkte persönliche Zusammenhang mit einer damals in Deutschland noch mächtigen Literaturrichtung." [67]) Der Marquis stand nämlich im persönlichen Verkehr mit dem alten Tieck und war verwandt mit dem Grafen Wolf Baudissin, dem Mitübersetzer Shakespeares, dessen Nichte er zur Gattin hatte. Mit Baudissin hatte ja auch Dingelstedt Beziehungen angeknüpft und ihm ein tiefempfundenes Gedicht „Ex ponto" gewidmet. [68]) Der Verkehr in dieser neuen Umgebung kam nur den natürlichen Anlagen und Wünschen unseres Dichters entgegen und ließ ihn eine ungemeine Sicherheit im Auftreten gewinnen; anderseits aber ward seine Vorliebe für die oft nichtigen, selten bedeutsamen Aeußerlichkeiten der Sozietät immer noch verstärkt, und erzeugte in ihm teilweise eine Oberflächlichkeit, die man selbst manchen seiner Gedichte nicht absprechen kann.

Neben den neuen Bekanntschaften suchte Dingelstedt die schon früher begonnenen alten Beziehungen zu auswärtigen Literaten weiter zu pflegen und zu festigen. Gutzkow[69]) und Freiligrath[70]) besuchten ihn in Fulda, Karl Beck[71]), den Sänger der „Gepanzerten Lieder" lernte er kennen und mit Hartmann und dem wegen seiner liberalen Anschauungen nach Fulda strafversetzten H. König pflegte er eifrig freundschaftlichen Verkehr. So hätte sich vielleicht alles zum Guten wenden können, wenn nicht Dingelstedts Aerger und öftere Mißstimmung in burschikosen Streichen und spöttelndem, alles ironisierendem Wesen ihren Ausklang gefunden hätten. [72]) „Es war, als wolle er den Machthabern, die ihn nach Fulda geschickt, zeigen, daß er kein Ovid sei, der um Heimkehr nach Rom bettelt." [73]) Damit aber machte er sich die größte Anzahl der friedlichen Fuldenser zu Feinden, die nur auf eine Gelegenheit warteten, dem verhaßten Gymnasiallehrer mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Gelegenheit bot sich unerwarteter Weise schon bald, als die Friesesche Schauspieltruppe, auf ihrer Tournée Fulda berührend, des Dichters Drama „Das Gespenst der Ehre" aufführte. Das Stück erlitt einen vollständigen Mißerfolg, der nicht ganz unberechtigt war, aber in der Art und Weise seines Verlaufes doch viel zu weit ging und dem unglücklichen Dichter manche Träne des Schmerzes entpreßte: [74])

„Mich laden keine Glocken, mir ertönet,
Nicht jener Orgel feierliches Brausen,
Und wenn die Menschheit drinnen sich versöhnet,
Steh' ich allein und ausgestoßen draußen."

Und voller Verzweiflung flehte er zum Schöpfer:

„Nimm ab mein Kreuz, ich kann's nicht länger tragen
Ein Leben bar der Wahrheit wie der Dichtung,
Ich fleh' um ein's; du darfst es nicht versagen,
Wenn du der Herr bist — gib dem Knecht Vernichtung." [75])

Bar aller Dichtung ist seine Fuldaer Zeit nun gerade nicht gewesen; im Gegenteil hat sich sein literarisches Schaffen hier eher gesteigert, denn gemindert. Von der alten Bischofsstadt gingen seine ersten größeren Prosawerke aus, flatterten viele seiner Gedichte durchs Land und machten seinen Namen bekannt. Zur 400-Jahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst schrieb er ein größeres episches Gedicht,[76]) das in 6 Visionen die Wirkungen der schwarzen Kunst durch 6 Jahrhunderte begleitet und mit seiner negativen Darstellung den Angriff Arnold Ruges herausforderte. [77])

Den tiefen Schmerz über den endgültigen Bruch mit seiner Braut, Auguste Dunker, spiegelt sein Gedicht „Scheidewege" wider:

„Ich aber stehe still am Kreuz der Wege
Und glaub es nicht und kann es nimmer fassen,
Bis ich den Finger in die Male lege,
Die mir dein Ring im Fleisch zurückgelassen." [78])

Damit zerriß auch das letzte Band, das ihn noch an seine Heimat kettete, und nun drängte alles in ihm zum Bruch mit seiner Vergangenheit, seinem Berufe und seinem Vaterlande.

Das „Jordanslied" oder „Osterwort", wie er es nannte, im Schloßhof zu Marburg 1840, das das traurige Los des edlen Professors Jordan besingt, lenkte die Augen der ganzen Welt auf seinen Verfasser. Herwegh widmete diesem Liede ein Sonett in seinen „Gedichten eines Lebendigen" [79]). Ein anderes anonym erschienenes Gedicht auf den Tod des ehemaligen Oberbürgermeisters von Cassel, Karl Schomburg, hätte ihm beinahe Festungshaft auf Spangenberg eingebracht. [80]) Zum Geburtstage Hartmanns, am 4. März 1840, sprach er dem Freunde in tiefempfundenen Worten dauernde Freundschaft aus und gab ihm zugleich ein rührendes Selbstbekenntnis seiner eigenen Zerrissenheit:

„Du ewig wahr, ich Bild und Traum und Lüge,
Dein Herz ein Felsen, eine Welle meins,
Zerrissen ich, du immer voll Genüge,
Du gut, ich schwach ... Was tut's? Wir sind doch eins!" [81])

und die Verse, die er an Ludwig Fick, Anatomieprofessor in Marburg, richtete, führten ihn zurück in die seligen Marburger Studentenjahre. [82]) Den Manen Stephan Schützes, den er bei seinem ersten Besuche in Weimar 1838 kennen gelernt hatte, widmete er warme Worte des Nachrufes, [83]) und dem Verbote

von Jacobys „Vier Fragen" ließ er sein boshaftes Ghasel folgen, das als Ueberschrift vier Fragezeichen trägt. Im Sommer 1840 machte er eine Reise nach Helgoland. Von dem Aufenthalt auf der stolzen Insel und einem rührenden Liebesidyll daselbst erzählen seine Lieder aus Helgoland: „Zum Jahresgedächtnis an E. M. in H." [84]). Voller Pläne und Hoffnungen kehrte er nach Fulda zurück. Die Arbeiten zur Herausgabe einer Hessischen Zeitung nahmen ihn vollauf in Anspruch. Ein eigenes Organ wollte er sich schaffen, um tätig in den tobenden politischen und literarischen Streit eingreifen zu können, der durch den Thronwechsel in Preußen in jener Zeit von neuem heftig entbrannt war. Im April 1841 erschien die erste Nummer der neuen Zeitung bei Hotop in Cassel, nachdem in einer im Dezember des vorhergehenden Jahres zum Drucke gelangten Probenummer auf das neue Unternehmen aufmerksam gemacht worden war. In dieser Probenummer erschien das erste der „Lieder eines kosmopolitischen" oder, wie es hier hieß: „vagierenden Nachtwächters", mit dem Motto Bérangers: „Eteignons les lumières et rallümons le feu." Die weiteren diesem Zyklus angehörenden Lieder wurden nicht, wie man erwarten sollte, in der neuen Zeitung veröffentlicht, sondern nur handschriftlich in Fulda verbreitet, bis der Dichter sie gesammelt dem Publikum vorlegte. Im „Salon" selbst finden sich neben zahlreichen Artikeln, die sich mit der Literaturbewegung damaliger Zeit und politischen Enttäuschungen beschäftigen, eigentlich nur verhältnismäßig wenige lyrische Beigaben aus Dingelstedts Feder.

Neben einigen kleineren politischen Erzeugnissen enthält er den Zyklus „Dämmerstunden" [85]), der auch die schon erwähnten „Lieder eines Verbannten" in sich schließt; eine schwere Anklage an die interessenlose, gefühlskalte Umwelt.

„Den Tag verfluch ich und die schwarze Stunde,
Da mir das erste Lied im Herzen keimte",

schwerste Verbitterung zeigt dieses Aufbäumen gegen sein Poetentum, das gleich dem „Nessushemd" seinem Besitzer tötliches Gift birgt und ihm nur Hohn und Spott und Dornenkrone einträgt. Die gleiche Verbitterung spricht aus einem anderen Gedicht: „Verständlich für Viele". [86]) Eine Reihe Epigramme, unter dem Titel: „Votivtafeln", [87]) ohne Angabe des Verfassers, dürften nach Klostermanns Ansicht und einleuchtenden Belegen gleichfalls aus der Feder Dingelstedts stammen. [88]) In einem Gedicht, einer gereimten Epistel, „Siebenundzwanzig", [89]), die der Dichter zu seinem Geburtstage am 30. Juni 1841 im Salon veröffentlichte, hält er einen stillen Rückblick auf sein verflossenes Leben. Mit ihm gab er uns eine seiner schönsten Dichtungen, die leider aus unbekannten Gründen keine Aufnahme in die „Sämtlichen

Werke" fand. Wie schwer muß er an seinem Leben, an der Feindschaft der Menschen und seinem Dichtergemüte getragen haben, wenn es ihn zu den bitteren Worten verleiten konnte:

„O die von Dichters Glück und Segen prahlen,
Ruft sie nur her, zu dieser Stelle her!
Kein Sterblicher braucht also zu bezahlen,
Was er vom Leben borgt und raubt als er!"

Im Herbst des Jahres 1841 unternahm Dingelstedt wieder eine größere Reise, die ihn bis nach Innsbruck und Wien und mit Justinus Kerner, Saphir, Bauernfeld und Lenau, dem „Schwan der Magyaren", zusammenführte. Bald darauf kam er, durch mancherlei Mißhelligkeiten verbittert, um seine Entlassung ein. Am 8. Oktober 1841 schied Dingelstedt aus dem Schuldienste, und bald verließ er das ungastliche Fulda für immer.

Und zur rechten Zeit war er geschieden; es wäre sonst die Reihe der politischen Martyrer um einen vermehrt worden. Damals erschienen nämlich die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" und erregten allüberall ungemeines Aufsehen. Trotzdem die Herausgabe anonym erfolgte, war der Name Franz Dingelstedts als der des Verfassers bald in aller Munde. Sicher wäre ihm sein Freimut nicht ungestraft dahingegangen, deshalb begab er sich im Auftrage Cottas als Journalist nach Paris; war doch die französische Hauptstadt damals der Sammelpunkt aller jener, die aus irgendwelchen politischen Gründen die Heimat verlassen hatten.

In den nun folgenden Jahren hat der Dichter Dingelstedt wenig von sich hören lassen. Die Journalistentätigkeit mit all ihren Verpflichtungen nahm seine Zeit vollständig in Anspruch, und das noch ungewohnte Treiben der Großstadt verlangte seine volle Aufmerksamkeit. Neue Bekanntschaften und das Feine, Großzügige der Lebenshaltung ließen ihn seine neue Heimat nicht als die kalte, dunkle Fremde erscheinen. Bei Gelehrten und Journalisten stand er bald in hohem Ansehen, die deutsche Kolonie nahm ihn freundlich auf, Heine und Herwegh traten zu ihm in nähere Beziehungen, und auch mit Einheimischen, wie Janin, Lamartine, Girardin und der Rachel pflog er Umgang. Zu Viktor Hugo und Georges Sand trat er in persönlichen Verkehr, und es dauerte gar nicht lange, so war Dingelstedt ein oft und gern gesehener Gast in allen Salons.[90]) Politik beschäftigte ihn von früh bis spät, Politik verdrängte für geraume Zeit die Poesie, aber „für immer verloren gegangen", wie A. Vogel schon fürchtete,[91]) „ist er ihr nicht", weder der Poesie, noch der alten Heimat. Im Gegenteil, erst hier in Paris lernte er sein Vaterland recht kennen, hier erst wurde er ein rechter Deutscher. Nie hat er seine

deutsche Heimat verleugnet, nie auch nur im Geringsten daran gedacht, sie für immer zu verlassen, noch weniger sie geschmäht, wie Heine tat.

„Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein! Wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals wehe!
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wieder sehen werde,
Mein letzt' Gebet und Flehn bleibt dies'
Gott schütz die deutsche Erde!"

fest und bewußt bekennt er sich so zur lieben, deutschen Heimat.[92]) Und das Heimweh nach ihr hat ihn nie verlassen, selbst in lärmender Geselligkeit des Salons überfiel es ihn oft spontan, wie Gutzkow es einmal schilderte, „Im Salon seht ihr eine lange Gestalt hingeworfen in einen samtnen Fauteuile, die Kerzen strahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Musik rauschen, und der Träumer im schwarzen Frack streicht sich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angesicht der schönsten Weiber der Salons von hessischen Stiftsdamen, die über deutsche Lyrik noch weinen können, träumt von den 7 Hügeln des Rhöngebirges, von kurhessischer Provinzialpoesie und dem „Casseler Beobachter", träumt mit Lamartine im Gespräch von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Dingelstedt, der Sprachen sehr kundig, hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er nach der Heimat zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört".[93]) Ueberall tritt dieses Heimweh hervor, klingt aus allen Liedern, die in jenen Jahren entstanden. Die Christnacht, die er zum ersten Male in der Fremde feiern muß, weckt alte selige Erinnerungen; doch es sind nur Erinnerungen! jene Zeiten sind längst vergangen, einsam ist er in eine fremde Umgebung gestellt!:

„Und niemand kommt, mich freundlich zu geleiten,
Als Schattenbilder aus vergangnen Zeiten."[94])

Derselbe Ton einsamer Qual klingt wieder in den „deutschen Nächten in Paris",[95]) und der stille Zauber des „silbernen Mondlichtes", macht ihm das Herz schwer von deutschen Träumen.[96]) Auf dem Friedhof Père la Chaise, am Grabe Börnes, denkt er der fernen Heimat, und wie ein Stück von ihr mutet ihn der stille Hügel zu seinen Füßen an.[97])

Neben diesen verstreuten Perlen seiner Poesie, beschäftigten den Dichter Pläne zur Herausgabe eines zweiten und dritten Bandes des „Nachtwächters". Der zweite Teil, „ein Wintermärchen", sollte Frankreich, England und das übrige

Europa umfassen. („Der deutsche Michel schläft und läßt sich die Geschichte seiner Schmach und seiner Ehre vorlesen.") In ihm sollten wohl eine Reihe Gedichte erscheinen, „die an Pariser Oertlichkeiten anknüpfen und gleichsam eine Wanderung des Nachtwächters durch die Hauptstadt darstellen". [98]) Die Gedichte, die recht anschaulich gehalten sind, entstammen wohl durchweg jener Pariser Zeit.

Ueber ein halbes Jahr war vergangen, seitdem der Dichter zum ersten Male den Fuß auf französischen Boden gesetzt hatte. Im Juli 1842 sollte er auch jenes Land wieder, wenn auch nur ungern verlassen, um nach London überzusiedeln.

Die Seereise nach seinem neuen Bestimmungorte regte ihn zu einem poetischen Märchen an: „Marine von Cherbourg". [99]) Aber die Riesenstadt mit ihren „in Kohlendampf und Nebelmeer" verschwimmenden Türmen, sagte ihm doch nie so zu, wie die blühende, lebendige Stadt an der Seine. Sie blieb ihm doch nur ein steinernes Meer, das nicht zu seinem Herzen sprach, nur auf seine Augen wirkte, steinern und kalt, wie die Menschen darin. Er konnte zu ihnen nicht den inneren Kontakt finden, ihr Krämergeist stieß ihn und nötigte ihm die bitteren Worte ab:

„Hier statt des Gottes, den du ehrst,
Herrscht einer, dem du fluchst: Das Geld;
Wenn du ihr erster Krämer wärst,
So wärest du ihr erster Held." [100])

Gefühlskalt schienen ihm alle, und wie es um die Romantik der schottischen Moore und seiner armen Bewohner in Wahrheit bestellt ist, zeigt sein Gedicht: „Mein Herz ist im Hochland". [101]) Immer und immer wieder kommt er auf die kalte, oft undankbare Berechnung der Engländer zu sprechen. Schnöder Undank lohnt den Krieger, der sein Leben im wilden Kampfe eingesetzt, so erzählt das Gedicht „Greenwich-Hospital", [102]) und einem ihrer größten Dichter, dem wilden Weltschmerzsänger Byron, mißgönnt man selbst im Tode seinen Ruhm, berichtet ein anderes. [103]). Von sozialer Bedrückung und sozialem Elende erzählen zwei weitere Lieder: „An Sir Robert Peel" [104]) und „Nachtstück aus London". [105]) Der heißen Leidenschaft zu einer Tochter der Tropen verdankte eine seiner schönsten, farbenprächtigsten Dichtungen ihr Entstehen: „Der Roman". [106])

In London verkehrte Dingelstedt viel mit dem Zauberkünstler Döbler [107]) und dem deutschen Opernpersonal. Hier im lustigen, lebensfrohen Kreise sollte auch er seinem Schicksale begegnen. An der Oper von Covent Garden gastierte Jenny Lutzer, die „böhmische Nachtigall". Ihr schlug des Dichters Herz bald in inniger Liebe, die ihn bis zum Ende nie

verlassen hat. Die Geschichte dieser seiner Liebe, von ihrem Entstehen an, ist in seinen Gedichten zu lesen. In London selbst noch entstand damals der Zyklus: „Neuer Frühling", der mit dem innigen: „Im Sommer Albions" [108]) beginnt. Im Herbst 1842 verließ sie die englische Hauptstadt, und der Künstlerin folgte bald ihr Sänger nach zur schönen Donaustadt.

Der Weg dorthin führte ihn durch Belgien und Holland. Was ihn hier bewegte, spiegelt sich in seinen Prosaschriften wider, [109]) zu poetischen Schöpfungen gab diese Reise weniger Anregung. Nur zwei Lieder gehören in jene Zeit, das Gedicht: „An der Maas", [110]) und der „Löwe von Waterloo" [111]).

In Wien kam Dingelstedt durch Ottilie von Goethe, die er in Weimar kennen gelernt hatte, bald in regen Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten und Literaten, ja er war für einige Zeit förmlich zur Mode geworden. [112]) Zu Lenau trat er in freundschaftliche Beziehungen, und mit Saphir, Baüerle und anderen hatte er Umgang. Aber sein Aufenthalt in Wien war doch nicht von langer Dauer. Eine Reihe unglücklicher Verwicklungen [113]) zwangen ihn schon bald, die Donaustadt zu verlassen. Nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde er durch Empfehlung Cottas und einiger vornehmer Damen [114]), Bibliothekar und Vorleser des Königs von Württemberg mit dem Titel eines Hofrates. [115]) Diese sichere Stellung ermöglichte es ihm, seine geliebte Jenny endlich als Gattin heimzuführen. Ein Zyklus von Liedern besingt die schöne Zeit der Flitterwochen und der Hochzeitsreise. [116]) Das Verhältnis der beiden Gatten ist bis zum Ende stets das von Liebenden gewesen, er hat sie noch oft besungen, und manchmal beschlich ihn die Angst, sie könne ihm entrissen werden. [117]) Das letzte der Liebeslieder schrieb der 62 jährige ihr zum Namenstage 1876. [118])

In Stuttgart unterhielt Dingelstedt einen regen Verkehr. Heute weilte er bei der Stubenrauch, morgen am Hofe oder bei der schwäbischen Dichterschule, wo er Schwab, Chamisso, Geibel, Uhland, Kerner, Mörike u. a. m. antraf, dann wieder machte er in Ischl mit Lenau Ausflüge. Besonders mit dem Kronprinzen Karl stand er sich sehr gut; und mit Hackländer, dem Sekretär des Kronprinzen, im Bunde, haben die Beiden manch tollen Streich verübt. Ein literarischer Zirkel, die „Glocke", zu dem auch der Prinz von Hohenlohe, Graf Neipperg, Wilhelm von Württemberg, Geibel und Liszt gehörten, schlang das Band der Freundschaft noch enger. Im Kreise der Glockenbrüder ist manches Dingelstedtsche Lied entstanden. [119]) Mit Hackländer gründete er die „Laterne", in der viele seiner „Fresken aus der Paulskirche" erschienen. 1845 war seine Sammlung der Gedichte aus den „Lehr- und Wanderjahren"

der Oeffentlichkeit übergeben worden. Mit diesem Werke und den 1851 in Druck erschienenen neuen Zeitgedichten Nacht und Morgen", die zeigen sollten, daß er der alte kosmopolitische Nachtwächter geblieben, schloß Dingelstedt in seiner Entwicklung als Lyriker ab und wandte seine Tätigkeit mehr dem Theater als Dramaturg zu, zu dessen bedeutendsten Führern er gezählt wird. Aber ganz hat seine Muse nie geschwiegen. Bis zu seinem Ende verstummte der liederreiche Mund nie vollständig, und der Nachlaß enthält manche schöne Perle lyrischer Poesie, wie er sie noch in späteren Jahren Frau und Kindern, Freunden und Bekannten in bunter Folge schenkte.

Im Jahre 1851 war unser Poet einem Ruf als Theaterintendant nach München gefolgt. Dem Lyriker Dingelstedt erwuchs hier mancher fördernde Einfluß aus seinem Verkehr mit Geibel, Bodenstedt und Heyse. Mit ihnen und mit seinen Landsleuten, die in der sogenannten Fremdenkolonie oder „Neu-München"[120]) vereint waren, fand er sich zu froher Festlichkeit und literarischen Abenden zusammen, bei denen Geibel, Dingelstedt und Bodenstedt durch Improvisationen die Zuhörer mitrissen. „Welche köstlichen Perlen der frisch empfundensten Poesie reihten sich da aneinander, die leider ungesammelt geblieben sind; nur der lautschallende Beifall der Anwesenden lohnte die gottbegnadeten Dichter".[121]) Dem Freunde Dönniges widmete der Poet zur Jahreswende 1854/55 seinen „Nachtwächters Sylvesterspruch",[122]) auf einer Reise nach Helgoland im Jahre 1855 entstanden die „Lieder aus der Fremdenlegion",[123]) und in seinen „Sämtlichen Werken" erinnern einige der packendsten Gedichte an die Münchener Zeit: die „Drei Stücklein aus dem Totentanz".[124])

Als geheime Intriguen und einige unglückliche Zufälle seiner Tätigkeit in München ein jähes Ende bereiteten,[125]) folgte er einem Rufe als Generalintendant nach Weimar, wo er im Oktober 1857 sein neues Amt antrat, nachdem er sich zuvor bei den Septemberfesten zu Ehren des Geburtstages Karl Augusts durch eine Dichtung „Erntekranz" gut eingeführt hatte. Im Gegensatze zu München kam man ihm hier von Anfang an mit großer Sympathie entgegen, die ihn jeder Zeit auf Unterstützung rechnen ließ und seine Fähigkeiten stets gebührend anerkannte. Auf der Altenburg, im Hause der Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein, der Freundin Liszt's, fand er Erholung im Kreise hochkünstlerisch gestimmter Seelen. Dort war es auch, wo er mit seinem früheren Freunde Hoffmann von Fallersleben im poetischen Turnier zusammentraf.[126]) Seine dichterische Tätigkeit beschränkte sich ganz auf Gelegenheitspoesien. Einige Prologe bei Festaufführungen, einige Gedichte zum Geburtstage des Großherzogs und

zum Lobe Liszts, das ist die ganze dichterische Ernte der Weimarer Tage. Ein Lied allerdings läßt den Dichter noch einmal ganz zum Durchbruch kommen. In den Tagen, als der Riß in Deutschland größer und größer wurde, und die Kriegsfanfaren Deutsche wider Deutsche führten, schrieb er sein markantes Gedicht: „Dem König von Preußen", „Caesarem salutant morituri",[127]) mit den Schlußversen:

„König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehen."

Auch während seiner letzten Lebensjahre, die er als Leiter des Burgtheaters in Wien verbrachte, ging kein Fest, kein Ereignis, trauriger oder froher Art, an seiner Seele vorüber, ohne sie mitklingen zu lassen, ohne in einem Liede oder Gedicht Ausdruck zu finden. Der Nachlaß birgt eine Fülle von solchen Gesängen unseres Dichters. Seine letzten Verse gelten seiner hohen Freundin, der Fürstin Hohenlohe, wenige Monate vor seinem Tode, am 21. Februar 1881, geschrieben.[128]) Am 15. Mai des Jahres 1881 war es, als die Fahne am grauen Gemäuer des Burgtheaters auf Halbmast sank; Franz Dingelstedt war seiner schon drei Jahre zuvor verstorbenen lieben Jenny in die Ewigkeit gefolgt.

Damit schied ein Mann aus der Welt, dessen Bild „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt", lange in der Geschichte schwankte, vielleicht sogar heute noch. Zu seinen Lebzeiten hat man ihn nie recht verstanden, und auch nach seinem Tode ist sein ureigenstes Wesen nie ergründet worden. Er war doch zu sprunghaft und sein Gesicht mit jedem Tage ein anderes, wie Kaulbach sagte. Und doch, bei all dieser äußeren Undurchdringlichkeit, ist sein Wesen vielleicht gar nicht so dunkel gewesen, sondern gerade höchst einfach, ja, ich möchte sagen: zu einfach, um beim ersten Blick erkannt zu werden. Heute jedenfalls haben wir eins gewonnen, — Distance —, so urteilt einer unserer Kritiker ganz recht.[129])

Und diese Distance, die uns mit größter Objektivität verfahren läßt, zeigt uns das Bild eines mit aller Gewalt hochstrebenden, talentvollen Menschen, der sich, seine innere Unausgeglichenheit und Zerrissenheit vor den Augen der Welt zu verbergen, mit der verhüllenden Maske des Spottes und der Ironie umgibt, ein Bajazzo des Lebens, allzeit lachend und spottend, während seine Seele langsam verblutet. Ja, er hat wohl an seinem Leben und seiner Umwelt gelitten, und doch hat man versucht, gerade das Gefühl ihm abzusprechen und ihn nur als rücksichtslosen und kalt berechnenden, ehrgeizigen Streber hinzustellen. Ehrgeizig ist er freilich gewesen, und sein Leben lang hat er nach Verbesserung seiner Lage gestrebt, und das mit allen möglichen Mitteln. „Ich bin ein

Kind der untersten Stände und will hinauf in die oberen",[130]) so gesteht er selbst ein, wer will ihm das verargen, ebenso, daß er sich dazu der Protektion der Frauen bediente. Von einem aber hat er sich fern zu halten gewußt: Mag er selbst in Verfolgung seines Weges rücksichtslos gewesen sein, unehrlich und heimtückisch ist er nie gewesen, vor allem nie seinen Freunden gegenüber. Auch das hat man ihm nämlich zum Vorwurf zu machen versucht, hat ihm überhaupt jeden Charakter absprechen wollen. Man vertiefe sich nur einmal in seine zahlreichen Briefe. In ihnen, besonders in den Briefen an Hartmann und Koenig, tritt er uns entgegen in schonungsloser Nacktheit, zieht selbst unbarmherzig den Schleier von seinen Fehlern und Schwächen und läßt uns dabei das lebendige, warme Herz eines tieffühlenden Menschen ahnen, das auch aus vielen seiner Gedichte, besonders den „Liedern für Haus und Herd" spricht. Was Freundestreue heißt, zeigt sein mutiges Einstehen für F. Halm, dem er seine Stelle opferte, und Gutzkow, zu dem er wie zu einem Lehrer und väterlichen Freunde aufschaute, reicht er über Abgründe von Unstimmigkeiten und Undankbarkeit immer und immer wieder als erster die Freundeshand. Rührend ist seine Liebe zur Mutter, zur Gattin und zu seinen Kindern. In ihrem Kreise suchte er das Gefühl des Unbefriedigtseins, der inneren Zerrissenheit, zu übertäuben. Und das ist eben das Tragische an Dingelstedt: Aeußerlich von Ehren überladen, ein Kind des Glücks, ist er doch nie glücklich gewesen. Er war zu unbeständig; seltsam für einen Mann, der so zielbewußt seinen Weg verfolgte. Diese Unbeständigkeit läßt manches an ihm und seinen Werken als oberflächlich erscheinen. Sein Wille war größer, als die Möglichkeit, ihn auszuführen.

Man hat ihm den Nachtwächter nie vergessen können, von oben betrachtete man ihn mit Mißtrauen, von unten hieß man ihn nicht selten einen Renegaten".[131]) Möglicherweise hat er es auch bereut, seinem Dichterberufe so unüberlegt entsagt zu haben; klagte er doch schon in Weimar: „Und doch fühle ich, daß ich was Ordentliches hätte leisten und zurücklassen können, Eigenes und Dauerhaftes, wäre ich nicht von meiner rechten Bahn abgelenkt worden".[132]) Auf jeden Fall ist die innere Unzufriedenheit das Seltsamste, aber auch das Typischste an Dingelstedts ganzer Erscheinung.

Wie ein Märchen begann sein Leben, wie ein Märchen endete es auch. Als Jüngling war er ausgezogen, das Glück zu suchen, scheinbar auf dem Gipfel des Glückes mußte er als Greis einsehen, daß: „der Glücklichste zu sein, nicht einerlei ist mit Glücklichsein".[133]) Das war eine bittere Erkenntnis für ihn, an der er schwer getragen hat, und die ihm zu den

Versen veranlaßte, die er sich selbst als Nekrolog schrieb, angesichts der tiefen Tragik seines Lebens:

„Wenn ihr mich (möglichst spät) begrabt,
Sei dies auf meinem Stein zu lesen:
Er hat zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen."

II. Franz Dingelstedt und seine Vorbilder.

Jeder Dichter beginnt als Nachahmer. Auch Dingelstedt ist von den verschiedensten Geistern beeinflußt worden und bei ihnen in die Schule gegangen. Seine Jugend fiel in eine Zeit, die für die Entwicklung der deutschen Lyrik recht bedeutsam war. Noch wirkte der gewaltige Geist der Dichterfürsten Goethe und Schiller nicht nur in Weimar, sondern in der Seele der ganzen Nation unvermindert fort, und schon wußten neue, hervorragende Dichter mit ihren Werken stark auf die Mitwelt zu wirken. 1822 ließ Heinrich Heine seine „Lyrischen Gedichte" erscheinen, 1827 folgte sein „Buch der Lieder", das durch seinen epigrammatisch-witzigen und sentimentalen Charakter unwillkürlich zur Nachahmung reizte. Die 1815 in erster Auflage erschienenen Gedichte Uhlands gewannen eine immer wachsende Verbreitung. Die Klänge der Romantiker waren noch nicht verstummt. Byrons Weltschmerzpoesie und Platens plastische Formenschönheit regten zu Nachahmungen an, und auch Freiligraths exotische Dichtung riß nicht wenige mit sich fort. So geriet auch der junge Dingelstedt in ihren Bann und hat von ihnen allen gelernt.

Schon in seiner Jugend ward er mit den älteren und neueren Werken der Literatur bekannt. Eine Lesefibel, Ratschläge zur Lektüre, die er einem Briefe an Hartmann beilegte,[1]) gewährt einen reichen Einblick in seine ungemein große Belesenheit. Neben den oben genannten Dichtern galt sein besonderes Interesse Lohensteins Sonetten, einigen Epopoen von Zachariäe, den Dichtungen Brentanos, Tieck's, Lenaus und Hoffmanns von Fallersleben, und auch Werke von Ausländern wie von: Scott, Calderon, Ariost, Tasso und Boccaccio wurden von ihm mit Begeisterung aufgenommen. Eine Reihe der genannten neueren Dichter hatte er dazu persönlich kennen gelernt. Mit Heine pflog er in Paris freundschaftlichen Verkehr, Gutzkow lernte er auf einer Rheinreise kennen, mit Lenau hatte er auf einer Reise nach Wien Freundschaft geschlossen und Uhland von Stuttgart aus verschiedentlich besucht.

Außer diesen waren ihm aber auch noch andere Dichter im Leben nahegetreten. In Fulda verkehrte er im Hause des Marquis de Cubières, der lange in Tieck'schen Kreisen gelebt

hatte und dessen Gattin eine Nichte Wolf Baudissin's war. Schon in Cassel traf er E. Koch, den Verfasser des „Prinz-Rosa-Stramin", und die Stuttgarter Jahre führten ihn des öfteren mit den Vertretern der schwäbischen Dichterschule, mit: Schwab, Kerner, Meyer, Mörike u. a. zusammen. Freiligrath hatte er schon in Fulda kennengelernt, aber erst im Herbst 1840 schlossen sie Freundschaft. Der Dichter der „Lieder eines Lebendigen" Herwegh war ihm gleichfalls nicht unbekannt, ebenso Laube, der sein Vorgänger in der Leitung des Wiener Burgtheaters gewesen war; und mit Hebbel, Grün und Halm stand er lange Zeit in brieflichem Verkehr. Während seiner Münchener Zeit verkehrte er viel mit Geibel, Bodenstedt, Heyse und Schack, und in Weimar traf er sich mit Hoffmann von Fallersleben im dichterischen Tournier. Durch seine Berufung nach Wien schließlich knüpften sich Beziehungen zu den österreichischen Poeten. Mit vielen der damals lebenden, anerkannten Dichtern unterhielt er persönliche oder literarische Beziehungen, und ganz naturgemäß mußten seine Ansichten sich in ihrer Bekanntschaft verstärken, verbessern oder gar jenen anpassen.

Schon in früheren Jahren war ihm vielleicht mancherlei Anregung aus dem Kreise der Freunde gekommen, mit denen ihn ein gleiches Streben in den sogenannten literarischen Kränzchen zusammengeführt hatte. So ging es in Marburg, so in Cassel in der „Stiftshütte" und nicht minder in Stuttgart im Kreise „der Glockenbrüder". Nunmehr durften beim regen Gedankenaustausche mit all den Größen der Kunst noch mehr der Anregungen erwartet werden.

1. Dingelstedt und Schiller.

In seiner Jugenddichtung wurde Dingelstedt stark von Schiller beeinflußt. Wie fast jeden deutschen Dichter zwang auch ihn des Meisters Genius in seinen Bannkreis. Wie sehr er sich für Schillers erhabene Poesie begeisterte, mit welcher Achtung und Ehrerbietung er zu ihm emporschaute, zeigt sein Gedicht: „Vor Schillers Standbild in Stuttgart".

Untersuchen wir den dichterischen Einfluß Schillers auf Dingelstedt, so machen wir die Wahrnehmung, daß sich allerdings kaum ein Gedicht unseres Poeten auf ein bestimmtes Schillersches Gedicht als seine Vorlage zurückführen läßt; trotzdem vernehmen wir in einigen Liedern Schillerschen Klang. Schon das erste uns erhaltene Poem des Dichters, das er, 15 jährig, einer Freundin ins Stammbuch schrieb, ist solch ein Echo aus Schillers Lyrik:

„Wenn du verwundet von des Lebens Leiden,
Nach äußerer Hilfe dich vergebens sehnst;
Wenn du beraubt von allen deinen Freuden,
Von allem Troste dich verlassen wähnst:
Was ist es da, was in des Unglücks Nächten,
Dich aufrecht noch erhält in deinem Schmerz?
Drei Engel sind's, gesandt von höh'ren Mächten
Zum Heile für das arme Menschenherz.

Der Glauben ist's an Gott — die heit're Liebe,
Die lächelnd deinen Seelenkummer stillt;
Die Hoffnung, die, sei auch der Himmel trübe,
Dir leuchtet sanft in Zauberlicht gehüllt.
Sie bleiben dir und leiten dich durchs Leben,
Was auch der Zeitenstrom um dich zerstört,
Drum sei getrost! sie werden dich umschweben
Bis einst dein Genius die Fackel kehrt!"

Enger berühren sich die Lieder beider Dichter in der äußeren Form. Eines der frühesten poetischen Erzeugnisse Dingelstedts, die im Jahre 1835 entstandene „Ressource", dürfte fast eine Parodie auf Schiller genannt werden, ebenso ein Lied der Sammlung „Nacht und Morgen", das der Dichter „Das Rädchen aus der Fremde" überschrieb. Die „Ressource" folgt in ihrer Form und im ganzen Aufbau dem „Lied von der Glocke", und der Titel des anderen Gedichtes deutet ja schon die enge Verwandschaft mit dem „Mädchen aus der Fremde" an, eine Verwandschaft, die allein schon die erste Strophe des Liedes vollständig sicherstellt:

„In einem Haus im Schwarzwaldtale,
Erschien mit jedem jungen Jahr
Beim ersten Frühlingssonnenstrahle
Ein Rädchen schön und wunderbar."
(Ged. N. u. M. 1851, S. 44.)

Das ganze Gedicht wird aber ins Politische übertragen.

Von einer weiteren Umarbeitung eines Schillerschen Gedichtes berichtet A. Wellmer in seinem Aufsatze: „Franz Dingelstedts Schwabenstreiche" in „Nord und Süd". Er erzählt von einem Liede, das Dingelstedt beim Abschiede Geibels 1844 dichtete, frei nach Schillers: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften".[2])

Abgesehen von solchen freien Umarbeitungen läßt sich der Einfluß Schillers auf unseren Dichter nur in großen Umrissen feststellen. Vor allem folgte Dingelstedt dem Meister in der Form und in der starken Verwendung mythologischer Bilder.

2. Dingelstedt und Goethe.

In noch geringerem Maße lassen sich Anklänge an Goethes Lyrik feststellen. Aehnlich wie bei der Untersuchung des Schillerschen Einflusses erstrecken sich jene Anklänge fast nur auf einfache Umarbeitungen. Unter den Zeitgedichten der Sammlung „Nacht und Morgen" findet sich eine Parodie auf Goethes Mignonlied:

„Kennst du das Land, wo Einheitsphrasen blühn,
In dunkler Brust Trennungsgelüste glühn,
Ein kühler Wind durch Zeitungsblätter weht,
Der Friede still und hoch die Zwietracht steht?
Kennst du es wohl? dahin! dahin!
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter ziehn!"
(N. u. M. 1851, S. 125.)

In der Form und im Versmaß weißt das Lied „An den Mond" auf Goethes gleichlautendes Gedicht hin. Weitere direkte Einflüsse Goethes auf Dingelstedt sind nicht nachzuweisen.

3. Dingelstedt und Eichendorff.

Von den Romantikern ist Dingelstedt kaum beeinflußt worden. Was von ihren Stoffen in seinen Gedichten zu finden ist, übernahm er meistens aus zweiter Quelle, von Heine oder Lenau. Nur in einem Liede findet sich große Aehnlichkeit mit dem eines Romantikers, nämlich mit Eichendorffs: „Ich kam vom Walde hernieder". Es ist das Lied:

„Ich kam in die Heimat wieder
Nach manchem schweren Jahr;
Im Auge stand eine Träne
Das Herz schlug wunderbar.

Erst klopft ich mit zitternden Händen
An des Vaterhauses Tor,
Da sah aus der alten Pforte
Ein neues Gesicht hervor.

„Du suchest wohl deine Lieben?
Die findest du nimmer hier;
Die schlafen schon viele Monden,
Dort hinter der eisernen Tür."

Zerschmettert ging ich von dannen
In der Heimat ein fremder Mann,
Und alles war anders worden
Und jeder staunte mich an.

Und als ich kam zu den Linden
Wo einst meiner Liebsten Haus,
Da sah sie mit einem Kinde
Gar froh zum Fenster heraus.

Doch wie sie mich drunten erblickte,
Verbarg sie das blasse Gesicht,
Und schweigend zog ich vorüber
Und tat, als säh' ich nicht.

Nur wars mir als stürzten die Wände
Sich über mich und die Stadt;
Im Auge stand eine Träne,
Das Herz war der Träne satt."

(Dgl. Ged. 1838. S. 123.)

Bei Eichendorff heißt es:

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.

Es hat einen andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg
Nun ist alles anders gekommen,
Ich wollt' 's wär wieder erst Krieg.

Am Wege dort spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rotes Mündlein
„Gott segne' dich immerdar".

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.

Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vöglein sangen
Frühmorgens, sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmer mehr." (I. S. 195.)

Ueber dem Liede Dingelstedts liegt ganz die Stimmung des Eichendorff'schen, dazu ist es im selben Versmaß abgefaßt und auch teilweise in der Situation von jenem abhängig. Der erste Teil des Liedes dürfte in der Situation mehr zu Eichendorffs: „Heimkehr", der zweite dann zu dem angeführten: „Letzten Gruß" passen. Die Liebste schaut zum Fenster heraus mit ihrem Kinde, ist ihm also untreu geworden. Die Eichendorff'sche Vorlage ist bei Dingelstedt freilich dahin abgeändert worden, daß bei ihm die Untreue den Wanderer erkennt, während sie bei jenem erst zur Erinnerung kommt, als der Liebste längst entschwunden. Aehnlichkeiten sind jedenfalls vorhanden, und wahrscheinlich dürfte Dingelstedt von Eichendorff beeinflußt worden sein.

4. Dingelstedt und Heine.

Was sich in den Gedichten Dingelstedts an Motiven, wie sie die Romantiker ähnlich gebrauchten, findet, ja, was in seinen Liedern nur irgendwie auf jene poetische Richtung hindeutet, ist ihm, wie gesagt, fast ganz erst aus zweiter Quelle übermittelt worden, in Hauptsache durch Heine und Lenau. Vor allem ist es Heine gewesen, der einen Einfluß auf Dingelstedt ausübte, wie kein zweiter Poet. Die Jugenddichtungen des Hessen sind voll von Anklängen an Heines Lieder, und auch die Werke des Reiferen sind nicht vollständig frei davon. Das hat seine guten Gründe. Keinem anderen Manne seiner Zeit fühlte sich Dingelstedt im ganzen Wesen so verwandt, wie gerade dem großen Ironiker; und auch jener hatte eine merkwürdige Schwäche für ihn. Wie aus einem Briefe Dingelstedts an seinen Verleger Campe hervorgeht, hatte er die Absicht gehabt, Heine die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" zu widmen. In Paris 1842 traten beide in nähere Beziehungen zu einander. Heine begrüßte ihn bei seiner Ankunft mit dem Liede: „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen, du kommst so verstört einhergerannt",[3]) und später noch, als man den Hofrat und Fürstenvorleser von allen Seiten als Renegaten angriff, verhielt er sich ziemlich maßvoll und suchte ihn in dem Gedicht zu entschuldigen:

„Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil,
So magst du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund ich werde dich nie verkennen,
Und sollt ich dich auch Herr Hofrat nennen."[4])

Aber es waren doch nicht nur solche Aeußerlichkeiten, die Dingelstedt mit Heine verbanden, er fühlte sich mit jenem, wie schon erwähnt, seelenverwandt. Und es ist wahr, beider Leben hat ja auch manchen gemeinsamen Zug aufzuweisen, beide wurden vom Schicksal rauh und scharf gerüttelt, beide lernten die Welt und die Menschen von einer Seite kennen, die sie immer mehr und mehr zu einer gewissen Weltmüdigkeit und Weltverachtung trieb. Heine wußte sich wohl seiner Feinde und Angreifer zu erwehren, indem er die scharfe Lauge seines Spottes voll über sie ergoß, Dingelstedt ist ihm darin Schüler gewesen, nur hat er nie wie jener von einer nutzlosen, ungerechten Ironie gegen sein Volk und Vaterland Gebrauch gemacht. Desgleichen war auch, wie Hebbel urteilt, Dingelstedts Hohn nicht so schlimm, wie der seines Meisters; denn jenem quoll er aus dem Herzen, ihm aber mehr aus dem Kopf.[5] Doch nicht nur in jener zersetzenden Ironie ist unser Dichter Heines Schüler gewesen, auch in den hiervon unberührten, sinnigen Liedern mit ihrem oft sentimentalem Zug

ahmte er ihn nach. Der Einfluß Heines auf die damalige deutsche Lyrik war ja überaus groß. „Jeder junge Mensch, der verliebt war oder zu sein glaubte, nahm Heines scheinbar mit der größten Leichtigkeit und Sorglosigkeit hingeworfenen Lieder als Aufforderung, sein Liebesleid in schlechte Verse und üble Reime zu bringen und bildete sich ein, den nächsten Platz neben Heine zu verdienen".[6]) So erlag auch Dingelstedt dem Eindrucke der Lieder Heines. Besonders seine Jugendlyrik bringt Liebesseufzer und Herzensergüsse ganz in Heinescher Art. Selbst Wort und Motivanklänge lassen sich in immerhin verhältnismäßig großem Umfange nachweisen.

Wenn Dingelstedt in seiner Sammlung von 1838 ein Gedicht mit den Worten beginnt:

„Sie stand in tiefen Träumen
Und sah die Myrthe an".
(Ged. 1838, S. 93.)

so erinnert das unwillkürlich an Heines:

„Ich stand in dunklen Träumen
Und starrte ihr Bildnis an." (I. S. 315.)

und eine Reminiszenz darf wohl angenommen werden. Heineschen Geist verrät ferner ein Gedicht aus dem Intermezzo „Ein Roman". Interessant ist ja schon die Bezeichnung des ganzen Zyklus als Intermezzo, wahrscheinlich im Sinne eines Zwischenspieles, einer Bezeichnung, die auch von Heine entlehnt sein dürfte. Das erwähnte Gedicht lautet:

„Kind, wolle mich nicht quälen,
Mit altem Quark und Tand;
Was soll ich dir erzählen
Von meinem Vaterland?

Die deutschen Frau'n und Mädchen,
Die deutschen großen Herrn,
Die deutschen kleinen Städtchen,
Ich denk daran nicht gern." (VIII. S. 238.)

Man vergleiche dazu Heines Gedicht:

„Wenn ich beseligt von schönen Küssen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden,
Ich kanns nicht vertragen — es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutschland in Frieden!
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen
Nach Heimat, Sippschaft und Lebensverhältnis;
Es hat seine Gründe — ich kanns nicht vertragen.

Die Eichen sind grün und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen; sie schmachten gelinde
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben;
Ich kanns nicht vertragen, es hat seine Gründe."
(H. S. W. VII. S. 59.)

Das Motiv ist bei beiden dasselbe. Der Dichter wünscht beim Liebesgetändel nicht nach seinem Vaterlande gefragt zu werden. Dingelstedt freilich führt weiter aus, was Heine nur leicht andeutet, aber eine Abhängigkeit steht wohl außer Zweifel.

In dem Zyklus „Ein Roman" ist, wie Gottschall findet, noch ein weiteres Gedicht ganz im „Heinesierenden Ton" verfaßt, es beginnt voll Ironie:

„Hangen und Bangen, Hoffen und Harren,
Schwärmen und Härmen, Sehnen und Tränen,
Alles, was sonst die Verliebten und Narren
Ihren „Himmel auf Erden" wähnen:

Nun, Gottlob, das kümmert uns nimmer,
Drüber hinaus sind wir lange schon,
Sie als vernünftiges Frauenzimmer,
Ich als vernünftige Mannsperson.

Mach ich ihr Verse, sie kann sie nicht lesen,
Seufz' ich auf hochdeutsch, sie kanns nicht verstehen;
Wär ich nur immer so glücklich gewesen,
Manche Dummheit wär nimmer geschehen."

(S. W. V III. S. 232.)

Das ganze in seiner zersetzenden Ironie, in der starken Verwendung der Antithese weist deutlich auf die Heinesche Schule hin.

In der Gedichtsammlung von 1838 findet sich ein Traumbild, das sein Motiv wohl Heines Liedern entlehnt haben dürfte.

„Ich wandelte durch der Berge Schoß,
Dem winkenden Gnomen nach,
Durch steinerne Pforten riesengroß
Und durch manch helles Gemach.

Da lag viel glitzendes Edelgestein
Und des köstlichen Goldes viel,
Da trieben die Geister groß und klein,
Ihr heimlich kindliches Spiel.

Dort sah ich mein seliges Liebchen auch,
Wie sie einst auf Erden gelebt,
Umweht von des Schlafes mildem Hauch,
Von blassem Zauber umwebt;

Geschlossen das freundliche Augenpaar,
Die Wangen gebleicht und kalt,
Die träumende Stirn so blendend klar,
Von dunklen Locken umwallt.

Und als ich den süßen Namen rief,
Wie ich sehnend so oft getan,
Da öffnete sie die Augen tief
Und schaute flehend mich an.

Es wankten die Pforten riesengroß,
Mich umhüllte gähnende Nacht,
Rings bebte der Berge geborstener Schoß, —
Und schaudernd bin ich erwacht."

(Ged. 1838, S. 114.)

Heine gestaltete das Motiv folgendermaßen:

„Der Traumgott bracht mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,
Und bunte Menschenwoge sich ergoß
Durch labyrintisch viel verschlungne Zimmer.
Die Ausgangspforte sucht der bleiche Troß
Mit Händeringen und mit Angstgewimmer.
Jungfraun und Ritter ragen aus der Menge
Ich selbst bin fortgezogen ins Gedränge."

Plötzlich sieht er sich allein, wandert durch viele Gemächer, schon kommt er an das letzte Tor, da sieht er sich der Geliebten gegenüber und:

„Es war die Liebste, die am Tore stand,
Schmerz um die Lippen, Sorge auf der Stirne.
Ich soll zurückgehn, winkt sie mit der Hand;
Ich weiß nicht, ob sie warne oder zürne.
Doch aus den Augen bricht ein süßer Brand,
Der mir durchzuckt das Herz und das Gehirne
Wie sie mich ansah, streng und wunderlich,
Und doch so liebevoll, erwachte ich."

(Bd. I, S. 196.)

In beiden Gedichten wird der Poet im Traume in die Behausung sagenhafter Wesen geführt, hier erblickt er die Liebste, die ihn flehentlich ansieht, was er sich nicht zu deuten weiß; und dann bricht das Traumbild ab, der Träumer erwacht.

Noch ein anderes Traumgesicht dürfte in Anlehnung an Heine entstanden sein. Das Dingelstedt'sche Lied lautet:

„Ich hab zur letzten guten Nacht
Dein liebes Bild geküßt;
Da wars mir, als hätte dein Mund gelacht,
Dein Auge mich freundlich gegrüßt.

Die Züge lebten in mildem Glanz,
Umhaucht von atmendem Wehn;
Du warst es selbst, du warst es ganz,
Als sei ein Wunder geschehn.

Da hab ich zur letzten guten Nacht
Dein Bild noch einmal geküßt;
Mir ist, als hättest du gelacht,
Und als ob ich weinen müßt!"

(Ged. 1838, S. 53.)

Bei Heine heißt es:

„Ich stand in dunklen Träumen
Und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutstränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Tränen flossen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich dich verloren hab!“ (Ged. I. S. 315.)

Die ganze Art des Dingelstedt'schen Liedes ist die von Heine, dazu tritt noch die Aehnlichkeit der geschilderten Situation hinzu.

In dem erwähnten Zyklus findet sich ein Lied, das gleichfalls unseren Dichter zur Nachahmung reizte. Heine erzählt, wie der Traumgott ihn zum Hochzeitsfest seines Liebchens entführt. Still und ernst steht er unter den Hochzeitsgästen, aber lange hält er es nicht aus, das Weh um das verlorene Glück treibt ihn in die Nacht hinaus. Dingelstedt griff das Motiv auf und formte es folgendermaßen:

„Die Gäste jubeln am Hochzeitsmahl,
Trompeten erschallen laut,
Es gleißt der Saal, es kreist der Pokal,
Und der Bräutigam küßt die Braut.

Der Sänger sitzt in dem bunten Schwarm,
So still und so leichenweiß,
Die treue Zither hält er im Arm,
Und singet der Liebe Preis.

Doch als des Festes Königin hold,
Ihm kredenzt den funkelnden Wein,
Da fällt ihm in den Becher von Gold
Eine giftige Träne hinein.

Und als er mit gierig schlürfender Hast
Den goldnen Becher geleert,
Da hat er im Saal nicht Ruh, noch Rast
Von brennendem Weh verzehrt.

Es treibt ihn mit Sturmesallgewalt
Aus dem festlich schimmernden Haus
Hinaus in den dunkel schauenden Wald
In die frostige Nacht hinaus.

Der Nordwind wühlt ihm durch sein Haar,
Die Bäume staunen ihn an,
Und droben leuchtet der Mond so klar,
Wie einst ihr Auge getan.

Fern donnert der Wasser mächtiger Schwall,
Fern brandet das ewige Meer,
Und die Wellen, die Wogen, die Wetter all
Die jagen hinter ihm her.

Und durch den Sturm verfolgt ihn grell
Eine grinsende Stimme und spricht:
Entlaufe mir nur, du toller Gesell,
Dir selber entläufst du nicht."

(Ged. 1838, S. 54.)

Sowohl die Motivgleichheit, wie die Verwandtschaft in der sprachlichen Darstellung lassen Dingelstedt von Heine abhängig erscheinen.

Im „Buch der Lieder" findet sich ein Bild, das bei Dingelstedt wiederholt angewendet wird. Bei beiden wird das Leben des Liebenden, das Herz der Geliebten in seinem ständigen Wechsel, im Verschwimmen und Stärkerwerden der Gefühle mit Ebbe und Flut verglichen. Die Verse bei Heine:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut."

(Bd. I, S. 305.)

dürften unseren Dichter zu Liedern, wie „Ebbe und Flut" oder „Es kam die Flut" angeregt haben. Das erstere möge eines genaueren Vergleiches wegen angeführt werden.

„Jungfräulein ging am Strand der See,
Ihr war so wohl ums Herz, so weh,
Sie sprach: Du weites, wildes Meer,
Was treibt so unstät dich umher,
Daß bald in Ebbe, bald in Flut
Dein Busen wogt und niemals ruht?

Darauf die See zur Antwort singt:
Das ist der Mond, der dies vollbringt,
Wann er mir naht auf lichter Bahn,
Dann stürm ich jauchzend himmelan,
Und flieht er, zieh'n ihm allgemach
Die Wellen sehnend, seufzend nach.

Jungfräulein flüstert still für sich:
O Herz, mein Herz, nun kenn ich dich!
Auch dich bewegt ein hoher Stern,
Dir ewig nah, dir ewig fern;
Du strebst zu ihm empor voll Glück,
Und bebst doch bang vor ihm zurück!

Laß ebben, Herz, laß fluten See!
Uns beiden ist so wohl, so weh!
Wenn Liebe nicht die Welt mehr treibt,
Was ist, das ihr noch übrigbleibt?
Kommt, herbe Lust und süße Pein,
Und wiegt mich weich und wechselnd ein!"

(S. W. VII, S. 33.)

Das andere Gedicht „Es kam die Flut" (S. W. VII, S. 81) bringt den direkten Vergleich des menschlichen Lebens mit Ebbe und Flut. Die Flut kam, als der Liebsten Bild ihm im Herzen aufging, Hochwasser, als die Gedanken an sie ihn stärker erfaßt, Ebbe, wenn sie das Schicksal auseinanderreißt und endlich Tiefwasser, wenn er ihr Angesicht zum letzten Male erblickt.

In beiden Gedichten taucht zugleich ein anderes Bild auf, das gleichfalls auf Heine hinweist. Im „Neuen Frühling" sagt der Dichter an einer Stelle:

„Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht
O, lüge nicht!

Gleich wie das Meer dem Mond entgegenschwillt,
So flutet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!"

(Heine S. W. Bd. VII, S. 92.)

Man vergleiche damit die zweite und dritte Strophe des oben angeführten Gedichtes „Ebbe und Flut" von Dingelstedt. Der Vergleich dürfte die Annahme einer Beeinflussung von Heine wohl nur unterstützen, zumal noch ein weiteres Gedicht aus dem „Neuen Frühling", das einen ähnlichen Vergleich mit dem Mond anstellt, in dem zweiten erwähnten Liede Dingelstedts sein Echo findet. Bei Heine heißt es:

„Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert."

(Heine S. W. VII, S. 34.)

Dingelstedt schreibt dafür:

„Es kam die Flut, als mir dein Bildnis
Im Herzen aufgegangen war,
Wie plötzlich in der Wasserwildnis
Der Mond sich spiegelt wunderbar."

(Dgl. S. W. VII, S. 81.)

Eine unverkennbare Aehnlichkeit des Bildes ist nicht von der Hand zu weisen.

Außer den genannten Bildern, in denen beide Dichter die Geliebte, oder das Gefühl zu ihr, mit dem sanften Lichte des Mondes, oder mit dem Vorgange des Ebben und Fluten ver-

gleichen, haben sie auch zu wiederholten Malen das gleiche Motiv, daß der Liebhaber aus den Augen der Geliebten, seinem Sterne, alle Wissenschaft empfange. Dingelstedts Gedicht: „Von den Sternen will ich lernen", das er „Astronomie" überschrieb und Heines: „Es rauschen unbeweglich die Sterne in der Höh" zeigen einige Aehnlichkeiten, und der Gedanke ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß sie auch vielleicht in einer gewissen Abhängigkeit zueinander stehen.

Im „Lyrischen Intermezzo" findet sich die Stelle:

„Wo ich bin, mich rings umdunkelt,
Finsternis, so dumpf und dicht,
Seit mir nicht mehr leuchtend funkelt
Liebste, deiner Augen Licht.

Mir erloschen ist der süßen
Liebessterne goldne Pracht,
Abgrund gähnt zu meinen Füßen
Nimm mich auf, uralte Nacht."

(H. S. W. I., S. 198.)

Aehnlich führt Dingelstedt im Zyklus „Ein Seestern" aus, wenn es da heißt:

„Dein Aug' ist meine Sonne, Kind,
Mein Leuchtturm ist dein Licht;
So lang' die nicht erloschen sind,
Kenn' ich kein Dunkel nicht.
— — — — — — — — —
Nun ist auch meine Sonne fort,
Und suchend blicken wir,
Die Andren auf den Leuchtturm dort,
Ich auf dein Fenster hier.

Doch beide sind noch schwarz und leer,
In keinem winkt ein Schein,
Und seufzend irr' ich wie das Meer
Tief in die Nacht hinein."

(Dgl. S. W. VII, S. 79.)

Heine und Dingelstedt sehen in der Liebsten Augen das strahlende Licht ihres Daseins, Finsternis umfängt sie da, wo die Liebste nicht weilt.

Ich erwähnte schon früher, daß das Leben beider Poeten manchen gemeinsamen Zug aufzuweisen hat. Neben anderem war ihnen eine gleich tiefe Liebe zur Mutter zueigen.. Besonders in den Tagen der größten Anfeindungen brach sich dieses Gefühl in der schmerzerfüllten Seele der Dichter Bahn und fand, da sie ja alles, was ihr Herz bewegte, in die Formen der Poesie gossen, im Liede ergreifenden Ausdruck. Insofern war ja eigentlich bei der Wesensgleichheit immerhin die Möglichkeit gegeben, daß auch unabhängig jeder für sich denselben Gedanken in Verse brachte. Das könnte man

z. B. für Dingelstedts Lied „An meine Mutter" und Heines „Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen" annehmen. M. E. liegt aber hier eine so starke Aehnlichkeit vor, daß man nicht fehlgeht, in Dingelstedts Gedicht eine Anlehnung an Heine zu sehen, zu dem wird dieselbe Idee noch in einem zweiten Gedicht verbreitert. Heines Gedicht lautet folgendermaßen:

„Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende
Und wollte sehn, wo ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Türe streckte ich die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe,
Doch du bist da entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe."

(H. S. W. I., S. 75.)

Dingelstedt schrieb seiner Mutter zum Geburtstage ein Gedicht, in dem die Verse vorkommen:

„Wohl mit der Sehnsucht Bettelworte
Klopft ich an manche Türe an
Doch ward dem Waller keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgetan;

Wenn jene kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurst verhöhnt,
Hast du mich mit dem kargen Leben,
Mich mit mir selber ausgesöhnt."

(Dlg. Ged. 1838, S. 145.)

In beiden Liedern wird vom vergeblichen Suchen nach der Liebe erzählt. Nur bei der Mutter war stets die echte Liebe zu finden.

Und noch in einem anderen Liede verbreitet sich Dingelstedt über jenes Thema, das allerdings ohne Hinweis auf die Liebe der Mutter schließt: „Dichters Jahrmarkt" nannte er es.

„Ich mußte unter Christen und Juden
Wie närrisch von einem zum andern laufen,
Und war doch in allen den leinenen Buden
Was ich suchte, um keinen Preis zu kaufen."

Der Poet führt nun aus, wie man ihm überall Liebe zu finden verspricht, aber nirgends die echte Liebe zu finden ist. Endlich, als er ein „schönes, bleiches Mädchen" um Liebe fragt:

„Da seufzte sie tief, ihre Augen tauten,
Und sie sprach mit trauernden Engelslauten:
Die War', um die ihr fragt und lauft,
Ist längst auf Erden ausverkauft."

(Dlg. Ged. 1838, S. 102.)

Nach meiner Ansicht lassen beide Lieder eine Abhängigkeit von den Heineschen immerhin möglich erscheinen. Die gleiche Möglichkeit besteht bei dem schon früher erwähnten Dingelstedt'schen Liede „An den Mond", das ja in Form und Vers an Goethe erinnerte. Das Gedicht führt aus, wie den in der Fremde weilenden das sanfte Licht des Mondes Trost und Frieden bringt und schließt mit den Versen:

„Hast das Herz mir schwer gemacht,
Schwer von deutschen Träumen."

(Dlg. S. W. VIII, S. 154.)

Heine empfand in Paris denselben Frieden beim Anblicke des Mondlichtes und rief aus:

„Nacht liegt auf den fremden Wegen,
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen,
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen übertauen."

(H. S. W. III, S. 418.)

Die Situation ist bei beiden dieselbe, wenn auch Wortanklänge nicht festzustellen sind.

Eine Reminiszenz an Heine dürfte ferner wohl in den ersten Versen der „Vision" vorliegen:

„Es geht ein Schattenbild durch meine Nächte,
Ein bleiches Mädchen, gramgebeugt und hager,
Das Haupt umwallt von blondem Haargeflechte
Gesenkten Blickes tritt sie an mein Lager."

(Dgl. S. W. VII, S. 103.)

Aehnliches findet sich bei Heine in den Versen:

„Im Traume sah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der sonst so blühende Leib."

(H. S. W. I, S. 326.)

Aus all den angeführten Proben geht der ungeheure Einfluß hervor, den Heine auf unseren Dichter ausgeübt hat. Vor allem sind es die Jugenddichtungen Dingelstedts, die sich oft eng an Heine'sche Lieder anlehnen. Der Zyklus „Der Liebe Leid" ist ganz in Heine'scher Manier geschrieben. Selbst

in den Liedern, die keine Wort- oder Motivanklänge an Heine bringen, die also auf ein direktes Vorbild in Heines Lyrik nicht zurückzuführen sind, glaubt man jenen zu hören. Beispiele dafür bieten die Lieder: „Sonne rief der Rose"; „Die Leute ziehen alle hinaus"; „Ich habe zur letzten guten Nacht"; „Sieh ihn auf den Wolken ziehen" u. a. m.. Recht deutlich zeigt das auch das folgende Lied:

„Mich schau'n mit frommen Augen
Die jungen Knospen an,
Selbst Sonn' und Sterne lächeln
Mir mild von ihrer Bahn;

Es spricht zu mir die Welle,
Mir rauscht die grüne Lind',
Mir singt die frühe Lerche,
Mich küßt der Abendwind.

Und nur zwei blaue Augen
Und nur ein roter Mund,
Die sind mir abgewendet
Und schweigen alle Stund."

(Dgl. Ged. 1838, S. 52.)

Aehnliches läßt sich selbst noch in seinen späteren Jahren nachweisen. Manches Stück aus den „Hausliedern" klingt im Ton stark an Heine an, ohne freilich im direkten Anschlusse an ein Lied von jenem entstanden zu sein. Ich denke z. B. an das Lied: „Schwebe blaues Auge, schwebe".

Neben dem sentimentalen Zug aus Heines Liedern, gewann auch die ironische Seite aus diesen starken Einfluß auf Dingelstedt. Nach der Ansicht Rodenbergs kostete es ihm nicht mehr Mühe, geistreich zu sein, als Heine; doch war er weniger wählerisch als jener, und sein Witz hatte wohl die Schneide, aber nicht die Spitze des Heine'schen. [7]) Der Einfluß Heines nach dieser Seite hin zeigt sich zuerst in seinen politischen Gedichten, so in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters", in denen er in spöttelndem Tone alle Mißstände damaliger Zeit ans Tageslicht zieht. Heine'sche Ironie ist es, die aus Liedern, wie: „Ein Nachtwächter hat so gut ein Herz", „Das ist der Dom mit seinen Mirakeln", „Flattert durch die Nacht geschwind", „Feuerjo! Beim Burgemeister brennt's" u. a. m. spricht. Später, als die Ironie immer mehr in Dingelstedt die Oberhand gewann, als er sich und sein von Anfeindungen blutendes Herz hinter der Maske des Sarkasmus barg, drang ein ironischer Zug selbst in seine anderen Lieder, Liebeslieder und Balladen. Wir finden bald dasselbe bei ihm wie bei Heine, nämlich die sogenannte Stimmungsbrechung. Mit einem Worte, einer Zeile, wird der Leser jäh aus den schönsten Träumen geschreckt, wie z. B. in

dem Weserliede: „Fahr wohl, du verteufelte Liebe"; oder in der Ballade „Kloster Fischbach": „Der Himmel wird 'nen Grafen, auf Erden doch nicht strafen?"! Ebenso in der „Kindsmörderin". Voll der beißenden Ironie ist auch das Gedicht „Mein Herz ist im Hochland", und in dem Liede: „Des Nachtwächters lange Fortschrittsbeine", das er seinem Lehrer beim Abschiede von Paris widmete, hat er dessen Ton in einer Weise getroffen, wie kaum ein anderer Dichter.

Aber neben all dem Erwähnten hat er auch sonst noch von Heine gelernt. So verwendete er mit Vorliebe Reime, die jenem gebräuchlich waren, z. B. Bildnis — Wildnis, oder er vergleicht die Liebste der Wellenschaumgeborenen, ein Vergleich, der sich bei Heine zuerst findet. Desgleichen folgt er Heine, wenn er in seinen Liedern die Grisette besingt; denn auch darin ist Heine der erste gewesen. Zusammenfassend wäre zu sagen, daß Heine sehr stark auf Dingelstedts Dichtung eingewirkt hat, das zeigt sich besonders in Wortanklängen, Verwendung gleicher Motive und Bilder. Ein stark ironischer Zug geht durch beider Gedichte und eine Reihe von Gedichten sind ganz in Heine'scher Manier verfaßt.

5. Dingelstedt und Byron.

In einem seiner Sonette ruft Heine einmal aus:

„Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen
Und mir gezwickt den Leib mit glühenden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenklammer."
(H. S. W. I., S. 81.)

Aehnliche Schmerzensergüsse kehren auch bei Dingelstedt ständig wieder.

„Ich habe nie ein wirklich Glück empfunden,
Wie oft es Feinde mir auch neiden mochten:
In jedem Kranz vom Schicksal mir geflochten,
Fühlt ich die Dornen nur, die mich verwunden."
(Dgl. S. W. VIII, S. 275.)

Oder:

„Sie wollen gleich dem aufgejagten Wilde
Mich durch die finstren Zeitungsspalten hetzen,
Mich fangen, in Verleumdergarn und Netzen."
(Dgl. S. W. VIII, S. 278.)

An anderen Stellen wieder verflucht er sein Dichtertum, ein Nessushemd scheint ihm die Poesie, das zum Spott der Welt und zur Vernichtung des Sängers führt. In einem Zyklus von 20 Sonetten sind diese Klagen meist niedergelegt, die den Titel „Dichterwehen" tragen. Eine Verbindung zwischen Heine und Dingelstedt besteht hier nicht, vielmehr zeigt

er sich hier jener sogenannten „Weltschmerzstimmung" verfallen, die, von Byron ausgehend, zu einer Zeiterscheinung wurde, die, alle mehr oder minder in ihren Bann zog. Direkte Anklänge an den englischen Dichter, dem er in seinen Poets-Corner ein Denkmal der Verehrung setzte, finden sich nicht. Die Stimmung mancher Lieder ist es, die er jenem entlehnte, und in den „Dichterwehen" und „Dämmerstunden" berührt er sich mit Byron in seiner Gefühls- und Gedankenwelt, in der Auffassung des Dichterberufes als eines inneren Martyriums.

6. Dingelstedt und Lenau.

Aber nicht Byron allein verdanken manche Dingelstedtschen Lieder ihre ernste Färbung; neben jenem wirkte noch die Melancholie der Lieder Lenaus auf sie ein. Lenau war es ja auch, der ihm, wie schon erwähnt, neben Heine manchen Zug übermittelte, der den Romantikern zueigen. Direkte Beziehungen lassen sich allerdings sehr wenig herstellen. Immerhin ist möglicherweise Lenaus „Einsamkeit! mein stilles Weinen" Vorbild gewesen für Dingelstedts: „Wie es ob dem tiefen Strom". Bei Lenau heißt es da:

„Wird kein Busen banger schlagen
Wenn sie mich zu Grabe tragen,
Liebt kein Herz auf Erden mich.
Heißer strömt es von der Wange
Keines, keines! fühl ich bange."

(Bd. I., S. 120.)

Dingelstedt erzählt von dem Echo das überall ertönt und fährt dann fort:

„Nur wenn ich in süßem Weh
Antwort suchen will,
Ist im Tal und auf der Höh
Echo immer still.

Dann wird keine Stimme wach,
Die mir Antwort gibt,
Und kein Herz ruft meinem nach,
Keines, das mich liebt."

(Ged. 1838, S. 113.)

Gleiches sagt er in der „Christnacht in der Fremde":

„Freilich, ich hab keines, das mich liebt."

(S. W. Bd. VIII, S. 159.)

Bei beiden findet sich das Motiv der Vereinsamung. Der Dichter fühlt sich unglücklich, da er allein steht, und niemand ihn liebt. Eine Abhängigkeit wäre wohl in Betracht zu ziehen.

Motiventlehnung fand vielleicht gleichfalls statt in Dingelstedts: „Nacht war wieder angekommen".

„Nacht war wieder angekommen
Mit der Träume buntem Heer,
Sterne lauschten lichtverschwommen
Aus dem grauen Nebelmeer.

Da getragen von den Wogen
Einer sanft bewegten Luft,
Klangen plötzlich lang gezogen
Posthornstöne durch den Duft.

Stiegen auf und sanken nieder,
Brachen sich an grünen Höhn,
Und das Echo gab sie wieder,
Leise, wie ein geistig Wehn;

Bis den fernsten Rand der Hügel
Sie mit mattem Klang berührt,
Von des Aethers leichtem Flügel
Dem entzückten Ohr entführt.

Ach, ob mir die Töne riefen
Mit unnennbar süßem Klang?
In der Brust verborg'nen Tiefen
Klingt wie Heimweh ihr Gesang;

Und sie haben leis' erregend
Meine Sehnsucht aufgeweckt,
Daß ich in die teure Gegend
Meine Arme ausgestreckt,

Daß ich sie heraufbeschworen
Jene Bilder seliger Zeit
Und in Träume mich verloren
Kindlicher Vergessenheit.

Tönet fort, ihr holden Lieder
Mit unnennbar süßem Klang,
Denn ihr gabt mir Tränen wieder
Ach! und die entbehrt ich lang."

(Ged. 1838, S. 118.)

Beim Lesen dieses Liedes wird man unwillkürlich an jenes Lied Lenaus erinnert, das ich in Auszügen, soweit es in Betracht kommt, anführe:

„Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

— — — — — — — — —

Ferne, leise hör ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen.

— — — — — — — — —

Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorüber gehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen."

(Bd. I., S. 10.)

Es sind unverkennbar eine Reihe von Aehnlichkeiten in den Liedern vorhanden. Beide schildern, wie des Posthornes süßer Schall in der Nacht in dem Einsamen die Erinnerung an die Heimat und die Lieben heraufbeschwört. Der Schluß ist allerdings bei Dingelstedt ein anderer. Trotzdem darf eine gewisse Abhängigkeit wohl angenommen werden. Im übrigen sind die Wort- und Motivanlehnungen sehr beschränkt. Es ist im wesentlichen die Stimmung, die Dingelstedt dem melancholischen Dichter abgelauscht hat, den er persönlich kannte und hoch verehrte, wie sein Gedicht: „Im Walde schreit ich hin, auf wild verwachsnen Wegen" im „Tagebuch aus Kreuth" 1846 und der „Besuch in Ischl" zeigen.

7. Dingelstedt und Grün.

Im Jahre 1831 veröffentlichte Graf Anton Auersperg, der sich als Dichter Anastasius Grün nannte, einen Zyklus politischer Lieder, die „Spaziergänge eines Wiener Poeten". Diese Lieder gaben das Vorbild ab für Dingelstedts zuerst in der „Wage", dem belletristischen Beiblatt zur „Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung", später in der ersten Gedichtsammlung 1838 veröffentlichten: „Spaziergänge eines Casseler Poeten".

Schon im Titel deutete Dingelstedt auf sein Vorbild hin, und auch in der Form und Sprache ist er von Grün abhängig, selbst Situationsähnlichkeit und Wortanklänge sind verschiedentlich festzustellen. Die Tendenz des ganzen Zyklus ist selbstverständlich in beiden dieselbe, Grün deckt die Schäden auf, die in Wien und seinem Heimatlande zu finden, Dingelstedt kritisiert die Mißstände und oft lächerlichen Verhältnisse Cassels und damit des Hessenlandes. Aber nicht nur in diesem großen Gesamtzug, selbst in Einzelheiten begegnen sie sich. Beide lieben es in später Abendstunde, wenn Gassen und

Plätze verlassen, ihre Wanderung anzutreten. Bei Grün findet sich einmal die Stelle:

„Wenn in stillen Sternennächten, Stadt und Land im Schlummer tief,
Und schon längst von Markt und Plätzen sich das laute Volk verlief.
O wie dann mein Fuß so gerne durch die leeren Gassen wallt,
Wo durch ferne, weite Straßen dumpfen Klangs sein Tritt erschallt."
(Bd. II., S. 343.)

Dingelstedt drückt dasselbe in den Anfangsversen des Gedichtes: „Auf dem Königsplatze" folgendermaßen aus:

„Schlafen rings in dumpfer Stille sonder Licht und Wiederhall
Jene hohen Häuserreihen und darin die Menschen all;
Dann betret' ich euch, ihr Steine, deren Herz Natur belebt,
Daß ihr meiner späten Stimme die vermißte Antwort gebt."
(S. W. VII, S. 125.)

Das Motiv des Grün'schen Liedes: „Sein Bild" kehrt wieder in Dingelstedts Gedicht: „Auf dem Friedrichsplatz". In beiden Liedern steht der Dichter vor dem Standbilde eines früheren Landesfürsten und denkt seiner Regierungsweise. Nur ist es bei Dingelstedt ein ausgesprochener Despot, ein nichtswürdiger Herrscher, bei Grün zwar ein Despot, der aber nur aus edlen Motiven handelte. Eine gewisse Abhängigkeit in der Form mag gleichfalls Dingelstedts „Osterwort" von Grüns: „An den Kaiser" aufweisen in der persönlichen Wendung an den Herrscher und der Bitte um Freiheit — Dingelstedt des gefangenen Sylvester Jordan — Grün der Gefangenen: Gedanke und Wort. Allerdings spräche hier gegen eine direkte Anlehnung, daß Dingelstedts Lied einem wahren, tief mitgefühlten Erlebnisse entsprang.

Grüns: „Nachtgedanken" und Dingelstedts „In der Aue" zeigen in der anfänglichen Naturschilderung und dem ironischen Schlusse einige Aehnlichkeiten. Eine Beeinflussung Dingelstedts durch Grüns Gedicht ist möglich.

Nach allem ist klar ersichtlich, wie stark Dingelstedt in seiner ersten politischen Lyrik von Grün beeinflußt worden ist, aber auch nur in der politischen Lyrik. Die nichtpolitischen Lieder des Oesterreichers sind ohne besondere Wirkung auf Dingelstedt geblieben. Eine genauere Untersuchung zeigt dies. Nur ein einziges unpolitisches Gedicht der Grün'schen Gedichtsammlung von 1838 dürfte vielleicht als Vorlage für Dingelstedts: „Flüchtlinge" gedient haben, es ist: „Das Vaterland" betitelt. Es läßt sich hier nämlich eine gewisse Aehnlichkeit der Situation und des Aufbaues feststellen. In beiden Gedichten werden 5 oder 6 Männer der verschiedensten Nationen — hier auf einem Schiffe, dort in einem Wirtshause —

zusammengeführt. Sie erzählen von der Heimat und trinken begeistert auf das Vaterland. Einer nur schweigt, er hat kein Vaterland mehr. Dingelstedts Lied weicht von dem Grün'schen allerdings darin ab, daß seine Flüchtlinge das Vaterland verfluchen, nur der Deutsche nicht. Eine gewisse Aehnlichkeit ist nicht zu verkennen, aber trotzdem dürfte eine Abhängigkeit mehr als fraglich sein.

8. Dingelstedt und Bonaventura.

Im Verlage von Campe in Hamburg erschienen 1842 anonym die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters". Der Gedanke, unter der Maske eines Nachtwächters Ereignisse und Zustände der Zeit zu behandeln, ist Dingelstedt nicht ursprünglich. Schon früh spielt der treue Hüter der Nacht in der deutschen Poesie eine Rolle. Der Minnesang schuf das Tagelied und später wurden den Stundenrufen des Nachtwächters meist Lieder hinzugefügt, die fast alle religiösen Inhalts waren, von denen einige aber auch schon an den Zeitereignissen Anteil nahmen. Dingelstedts Nachtwächterlieder verdanken ihre äußere Einkleidung dem Nachtwächterliede Chamissos und tragen auch dasselbe, Béranger entnommene, Motto. Dingelstedt allerdings erweiterte sein Nachtwächtermotiv zyklisch. Und doch auch hierin ist er nicht ganz originell gewesen. Es besteht sogar die große Wahrscheinlichkeit, daß er ein Vorbild hatte in den 1804 im Peniger Romanjournal zuerst erschienenen „Nachtwachen" Bonaventuras.[8])

Diese Nachtwachen sind zwar in Prosa erschienen, bringen aber manche Gedanken, die auch Dingelstedt fast 40 Jahre später in seinem Liederzyklus verwendete. In der Einleitung zum Bonaventura in den deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts sagt der Herausgeber der „Nachtwachen" Dr. H. Michel darüber: „Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" scheinen mir eine legitime Verwandtschaft mit den Nachtwachen zu verraten. Dieser furiose Nachtwächter, der sein „gutes, liebes, altes Horn" verloren hat und mit ätzender Ironie auf Welt und Menschen schimpft, er gleicht dem Helden der Nachtwachen in mehr als einem Betracht. Beide berichten von dem Kämmerlein eines Poeten (Dgl. VIII, S. 6, Bo. S. 55), beide geleiten uns in ein Sterbehaus (Dgl. VIII, S. 5, Bo. S. 5, 10, 66), beide lieben die Nacht (Dgl. VIII, S. 18, Bo. S. 6, 7), weil sie keines Menschen Freund, beide finden in der Welt einen närrischen Schabernack (Dgl. VIII, S. 5, Bo. S. 5), beide stellen über die Wahnsinnigen nachdenkliche Betrachtungen an (Dgl. VIII,

S. 37, Bo. S. 77 ff.), beide verachten das Monopol „Vernunft". Nach allem ist die Ansicht nicht zu gewagt, eine Beeinflussung Dingelstedts von diesem Prosazyklus anzunehmen. In der Reimtechnik freilich und in der starken ironischen Färbung folgt der Dichter, wie schon früher ausgeführt wurde, dem „Großmeister der Ironie", Heinrich Heine. Zu den Ghaselen, die sich im zweiten Teile des „Nachtwächters" finden, ist Dingelstedt wohl von dem Formenkünstler Platen angeregt worden.

9. Dingelstedt und Freiligrath.

Als Freiligrath seine politische Gedichtsammlung: „Ein Glaubensbekenntnis" der Oeffentlichkeit zu übergeben gedachte, sandte ihm Dingelstedt aus Stuttgart einen Brief, in dem er ihn in beschwörenden Worten vor seinem Vorhaben warnte und ihm sein eigenes Schicksal vor Augen führte. Dieser Brief, der von Prof. Schwering zuerst ans Licht gezogen wurde, deutet auf engere Beziehungen zwischen den beiden Poeten hin. Und so ist es auch gewesen. Beide standen in freundschaftlichem Verkehr, und Freiligrath besuchte Dingelstedt sogar in seiner Fuldaer Verbannung. Anfangs war Freiligrath über einen Artikel Dingelstedts „Eine Mitternacht in Detmold" in der „Europa" erbost gewesen, weil ihn dieser darin bedauerte, daß er zwischen aufgestapelten Waren und Fässern in der Gleichförmigkeit des Geschäftslebens eine freudlose Dichterjugend verlebt habe, ward aber bald durch einen Brief Dingelstedts und einen anderen Artikel im „Jahrbuch der Literatur, Hamburg 1839" wieder versöhnt.[9]) Der Verkehr zwischen beiden gab Dingelstedt mancherlei Anregung für sein eigenes Schaffen. Wie er Freiligraths dichterische Persönlichkeit schätzte, zeigt, daß er in Fulda in seiner Klasse, dessen Gedicht „Odyssee" in einem lateinischen Aufsatze behandeln ließ.

Wörtliche Anlehnungen oder Motivanklänge lassen sich freilich kaum nachweisen, außer man wollte Dingelstedts Gedicht: „Der Scharfenstein" mit Freiligraths: „Gesicht des Reisenden" in Zusammenhang bringen. In beiden Gedichten wird vom nächtlichen Geisterzuge Verstorbener berichtet, der gen Morgen in Nichts zerstiebt. Aber vielleicht wäre gleichfalls eine Beziehung hier zu Platens: „Grab im Busento" herzustellen. Ganz sicher aber liegt eine Anlehnung vor, wenn Dingelstedt in seinem „Nachtstück aus London" sagt:

„Ich armer Dichter hier, du arme Dirne dort,
Wo steht denn doch das Wort, das inhaltschwere Wort
Von einem umgestürzten Tempel?"

(S. W. VIII, S. 189.)

Dieses Bild ist Freiligraths Gedicht „Auf Grabbes Tod" entnommen, das mit den Versen schließt:

„Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt ich von einem umgestürzten Tempel."
(Ged. 1857, S. 292.)

Umgekehrt aber war Dingelstedt der erste in der Reimprägung: „Stockhaus—Brockhaus", Freiligrath hat sie von ihm übernommen.

Eine Abhängigkeit liegt vielleicht auch vor bei Dingelstedts Gedicht: „Greenwich-Hospital". Freiligrath bringt im: „Leben des Negers" ungefähr die gleiche Idee. Beide Dichter zeichnen das Leben eines Negers, der in einer Seeschlacht zum Krüppel geworden, nunmehr kümmerlich sein Leben fristet und zum Gespött der Leute dient.

Abgesehen nun von diesen wenigen Anklängen, beschränkt sich Freiligraths Einfluß auf Sprache und Verstechnik. So hat Dingelstedts „Roman" sein exotisches Gepräge unzweifelhaft von Freiligrath, der ja in dieser Hinsicht auf viele seiner Zeitgenossen einwirkte. Die äußerst starke Verwendung von Fremdwörtern auch im Reim weist gleichfalls auf Freiligraths Vorbild hin, so z. B. recht deutlich:

„Einen Reiter blank gewaffnet sah ich rasch vorüber sprengen
Wie durch der Sahara Steppen, Traumgesicht der Wanderseele
Staubumweht ein Berber hinschießt auf harttrabenden Kamele."
(S. W. VII, S. 124.)

Ferner in den Versen:

„Laut und lang und scharf und schrille
Schallt ein Geheul, ein Geächs, ein Gewinsel,
Durch die mitternächtige Stille
Ueber die ganze, große Insel;

Daß die Zimmetwälder selber
Zittern gleich erschrockenen Halmen,
Daß sich die Elephantenkälber
Furchtsam ducken unter den Palmen."
(S. W. VII, S. 233.)

Oder in den Reimen: „Hyäne — Zähne (VIII, 242), schwer — Square (245), Pilot — Schlot (249), Hindostan — an (256), Girandolen — verstohlen (230).

Durch Verwendung von Fremdwörtern sollte eine größere Klangschönheit erzielt werden. Nach Heines Urteil ist ja keiner seiner Zeitgenossen so tief in das Geheimnis des Rhythmus eingedrungen, und keiner hat so eigenartige, mächtige Klangwirkungen erzielt wie Freiligrath. Hierin ist ihm also Dingelstedt zweifellos ein gelehriger Schüler gewesen; denn auch im Rhythmus hat er von jenem gelernt. Gleich Freiligrath erzielt er starke Wirkung durch die rasche Auf-

einanderfolge von Rede und Antwort. Man vergleiche nur einmal Dingelstedts „Nachtstück aus London" und Freiligraths „Grabbes Tod". Bei Dingelstedt heißt es:

„Sollst leben, tu' Bescheid! — Nicht einen Tropfen mehr. —
Ei was, du darfst nicht fort; da kommen Würfel her
Und Grog und Porter und Cigarren,
Du, halt' ihn doch! — Laßt mich! — Nur eine Pinte Ale! —
Nein! — Geh zum Teufel denn! fui über das Kamel
Schmeißt ihm zum Tempel 'naus den Narren!"

(S. W. VIII, S. 187.)

Das erinnert unwillkürlich an Freiligraths Verse:

„Was du? — Wer sonst! — Nun Fragen hin und her,
Wie gehts? — Von wannen? — Was denn jetzt treibt der?
Auf hundert Fragen muß ich Antwort haben.
Wie — Nun mach schnell! Ich muß zu Schwarz und Rot!
Gleich! Nur ein Wort noch: Grabbe? — der ist tot;
Gut' Nacht! Wir haben Freitag ihn begraben!"

(Ged. 1857, S. 290.)

So hat also Dingelstedt von Freiligraths Art eine ganze Reihe von Zügen in seine Dichtungen übernommen.

Aus all den angeführten Beispielen geht die große Abhängigkeit Dingelstedts von seinen Zeitgenossen hervor. Von vielen hat er gelernt und vieles von anderen übernommen. Vor allem ist seine Jugenddichtung voll von Anklängen an andere Poeten. Trotzdem aber hat er es wohl verstanden, den Liedern auch das Siegel seiner Eigenart, seiner eigenen Persönlichkeit aufzudrücken. Gottschall bezeichnet den Dichter des Intermezzo „Ein Roman" z. B. als dem jungdeutschen Lyriker „kat exocheen".[10] Hierin geht er freilich zu weit. Dingelstedt ist kein überragend großer Lyriker gewesen. Aber einige seiner Lieder sind doch immerhin von einer Schönheit, die ihn als echten Lyriker von Talent überhaupt erkennen lassen. In seinen im Zyklus „Poets-Corner" zusammengefaßten Gedichten z. B. und den Balladen zeigt er verschiedentlich ein stark ergreifendes, oft dramatisches Talent, und auch andere Lieder, wie der „Jordansgesang", das Lied von der Weser und die poetische Chronik seines Hauses enthalten zahlreiche Schönheiten.

Dingelstedts Lyrik ist heute fast vergessen. Nur in der Theatergeschichte ist sein Name festgehalten, obwohl einige seiner Lieder es verdienten, auch heute noch gekannt zu werden; denn, um es noch einmal zusammenzufassen, Dingelstedt ist zwar kein großer Lyriker gewesen, immerhin aber doch ein echter Lyriker überhaupt.

III. Aus Dingelstedts künstlerischer Werkstatt.

1. Kritik und Korrektur.

Die Lieder Dingelstedts lesen sich äußerst flüssig und machen durchweg den Eindruck eines freien, frischen Wurfes, als wären sie vollständig fertig in der Form, in der sie uns vorliegen, aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen. Nicht im geringsten lassen sie auf eine stark verbessernde Hand schließen, und doch haben die Aenderungen und Verbesserungen dieser Lieder einen großen Umfang aufzuweisen. Bei einem Dichter wie Dingelstedt, mit seinem starken Formgefühl und reichen Sprachschatz, muß das in Erstaunen setzen; doch mag der Grund hierzu vielleicht in jener, schon des öfteren erwähnten Unzufriedenheit zu suchen sein, die, da sie sich allmählich auf alles ausdehnen mochte, auch auf seine dichterische Tätigkeit und auf die Beurteilung seiner poetischen Werke großen, weitgehenden Einfluß gewann.

Eine derartig starke Selbstkritik, wie sie Dingelstedt übte, könnte man fast übertrieben nennen, zumal sie, zu stark angewandt, möglicherweise mehr Schaden anrichten, als gutmachen kann. Leider hat sich das bei unserem Dichter verschiedentlich gezeigt. Nicht überall in seinen Aenderungen hat er eine glückliche Hand bewiesen, ja, zuweilen war eine bedauerliche, ganz bedeutende Verschlechterung das Endergebnis. Andererseits darf jedoch nicht verkannt werden, daß diese Selbstkritik auch vielfach zum Guten war, und zumeist eine wirkliche Verbesserung in des Wortes vollster Bedeutung erzielt wurde. Es sind nur wenige Gedichte, die von ihm vollkommen unverändert aus den ersten Sammlungen[1]) in die „Sämtlichen Werke" übernommen wurden, im ganzen lassen sich deren rund 20 nachweisen, was bei der immerhin großen Anzahl der übernommenen Lieder doch kaum in die Wagschale fallen kann. Allerdings müßte dabei berücksichtigt werden, daß zwei größere Zyklen, „Der Roman" und der Sonnettenkranz „Hohe Liebe", fast unverändert in allen Liedern, jener Anzahl beigerechnet sind. Wie groß immer noch trotzdem der Umfang der verbesserten Lieder ist, läßt sich daraus ersehen, daß z. B. aus der Sammlung von 1838 kein Lied in ursprünglicher Gestalt in die „Sämtlichen Werke"

übergegangen ist. Bei einzelnen lassen sich Stellen nachweisen, deren Fassung in drei und selbst vier Varianten vorliegt.

Die geringsten Veränderungen haben die politischen Lieder erfahren. Zeitgedichte sind ja immer ihrer Wirkung nach nur in ihrer Zeit begründet und erhalten nur von einem bestimmten Zeitabschnitte ihren Inhalt. Ihn zu ändern, würde eine Entstellung bedeuten, „da sie eine historische Betrachtung fordern und durch eine Umgestaltung Momente hinzugefügt werden können, die ein geschichtlich ungenaues Bild ergeben würden." [2]) Dieser Gedanke mag auch Dingelstedt zueigen gewesen sein und ihn bewogen haben, bei der Herausgabe seiner „Gesammelten Werke" die politische Lyrik, so wie sie war, oder aber nur mit ganz geringen, unwesentlichen Aenderungen darin aufzunehmen. In den Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" z. B. lassen nur zwei Gedichte eine durchgreifende Wandlung erkennen. In dem „Heideweib" ist die politische Tendenz schärfer herausgearbeitet worden, und dem ersten Sonett auf München hat der Dichter mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung als Leiter des Hoftheaters seine verletzende Schärfe genommen [3])

Anders ist es bei den unpolitischen Liedern. Bei diesen ist ja dem Dichter die größte Freiheit gelassen, zu kürzen oder zu erweitern, Unwesentliches zu tilgen oder Worte mit wirkungsvolleren, wohlklingenderen anderen zu tauschen. Ja, Sprach- und Formgefühl erheben selbst oft genug im Interesse der Harmonie und der Schönheit gebieterisch solche Forderung. Dem hat sich auch Dingelstedt nicht verschlossen; und so weisen gerade seine unpolitischen Lieder die meisten Veränderungen auf.

Da zwischen dem ersten Entwurfe und der letzten Gestaltung oft Jahre, teilweise Jahrzehnte lagen, konnte naturgemäß das Subjektive, die voreingenommene Selbstliebe und engherzige Schöpferfreude, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden; und ungetrübten Blickes, fast objektiv — d. h. bis zu einem bestimmten Grade — vermochte so der Dichter seine Werke, fast, als seien es fremde, zu betrachten. Schon in der frühesten Jugend war ihm Anleitung zu solcher Selbstkritik geworden, angefangen bei der Beurteilung der ersten Lieder durch die Mutter, bis zu den literarischen Besprechungen der Zirkel in Marburg und Cassel, in denen an den poetischen Versuchen der Mitglieder gewiß eine sachliche Kritik geübt wurde. Im wesentlichen jedoch war er schließlich auf sein eigenes Kunstverständnis angewiesen.

Der große Zeitraum zwischen der ersten Fassung und der letzten Bearbeitung barg aber anderseits — und das darf man sich nicht verhehlen — eine große Gefahr in sich, an der

leider auch Dingelstedt verschiedentlich nicht vorbeigekommen ist. Lieder, in denen eine stark ausgeprägte, momentane Stimmung zum Ausdrucke gelangt, dürfen keine wesentlichen Veränderungen erfahren, wofern nicht der ganze Zauber des Gemäldes verloren gehen soll. Gerade Dingelstedt ist doch in hohem Maße von Stimmungen beeinflußt worden. Bei ihm wurde ja fast jede Stimmung zum Liede, und — das ist das Wesentliche dabei — jeden Augenblick wechselte diese Stimmung. Bei späteren Bearbeitungen stand er doch schon zu sehr über der Sache, die Stimmung, der das Lied entsprungen, ließ sich nicht so ohne weiteres herbeiziehen, andere Stimmungsmomente traten in Geltung und verleiteten ihn zur Abänderung des Vorliegenden in ihrem neuen Sinne, der zum Schaden des Ganzen nicht immer der beste war.

Das mag den Anlaß gegeben haben zur Zurückstellung einer ganzen Reihe seiner schönsten Jugenddichtungen, das mag gleichfalls der Anlaß dazu geworden sein, daß wir heute teilweise eine viel schlechtere Fassung in den Ausgaben letzter Hand vorliegen haben, als in früheren der Oeffentlichkeit übergebenen Sammlungen. Dieser Umstand zwingt aber auch geradezu, entgegen den sonstigen Gepflogenheiten, oft die Fassung letzter Hand unberücksichtigt zu lassen, vielmehr auf frühere zurückzugreifen.

Dingelstedts Korrekturen erstreckten sich vielfach auf die kleinsten Kleinigkeiten und erzielten trotzdem dabei oftmals eine bedeutende Verschönerung des einzelnen Verses und des ganzen Liedes. Das bewahrheitet wieder einmal den Satz: „Daß es für den wahren Künstler keine Kleinigkeiten gibt", jegliche Silbe „soll den Poeten verraten".[4])

Bei dem ihm angeborenen Vers- und Formgefühl bedurfte es kaum irgendwelcher Korrekturen, die sich darauf erstreckten; das Hauptaugenmerk des Poeten war allem Anscheine nach auf die Hebung des Wohllautes und der Klarheit der Gedanken gerichtet. So hat er gerade die schmückenden Beiwörter einer genaueren, scharfen Untersuchung unterzogen, und auf sie entfällt wohl die größte Zahl der vorgenommenen Aenderungen, z. B.: S. 5 Str. 1 (2) und 2 (4); S. 10 Str. 1 (3) 1 (6), 2 (5), 3 (3); S. 13 Str. 1 (4) u. S. 7 (4); S. 22 Str. 1 (4); S. 26 Str. 1 (4) u. 2 (1); S. 40 (4); S. 52 Str. 2 (1) u. 2 (2); S. 57 Str. 2 (1), S. 64 Str. 2 (5); S. 68 Str. 2 (1), 5 (2) u. 5 (3); S. 69 Str. 2 (2); S. 74 Str. 3 (4); S. 89 Str. 2 (1) u. 4 (4); S. 90 Str. 2 (2); u. a. m.

Durchweg hat er hierbei zum Vorteile des Ganzen ein gutes Gefühl für die feinsten Nuancen gezeigt. So ist es wohl der ganzen geisterhaften, unheimlichen Stimmung der Sage vom Scharfenstein vielmehr entsprechend, wenn er aus den „wimmelnden oder vielreisigen Gesellen" „gespenstige" werden

ließ, S. 115 Str. 2 (1) und statt von einem dunklen Heere, von dem „Schattenheere“ sprach. S. 115 Str. 2 (4). Ebenso entspricht es mehr dem Sinne, von einem „festlich schimmernden“, nicht „festlich leuchtenden“ Hause zu sprechen, S. 68 Str. 5 (2); und der „dunkel schauernde“ Wald vermag eher den unheimlichen Ton des Liedes zu treffen, als der „dunkel schauende“ S. 68 Str. 5 (3). Das Bild der „dunkelschleichenden Kröte“ ist gleichfalls besser gezeichnet, als das der „blindlingsschleichenden“ S. 121 Str. 1 (4). Verschiedentlich allerdings muß man eher von einer Verschlechterung als von Verbesserung reden. So scheint mir doch der Ausdruck „die Züge lebten im warmen Glanze“ um einen Nuance besser dem Inhalte angepaßt zu sein, als „die Züge lebten im frischen Glanze“ S. 26 Str. 2 (1). Ebenso ist die Kontrastwirkung vielleicht größer, wenn von dem Sänger die Rede ist, der in dem lärmenden Schwarme „so still und so leichenweiß“ sitzt, als „so ernst und so leichenweiß“ S. 68 Str. 2 (2). Die Idee der schlafenden Natur im „Schlummerlied“ trifft der Vers: „Matt blinken einzelne Sterne“ nicht so gut, wie der andere: „Matt blinken die müden Sterne“, S. 5 Str. 1 (2); und wie ganz anders klingt es doch, wenn der Dichter in dem Weserliede singt von „der Weser blitzenden Welle“, von dem „blühendem Grunde“ und den „nickenden Träumen“, statt von „der geschlängelten Welle“, dem „grünenden Grunde“ und den „goldenen Träumen“ zu erzählen. S. 70 Str. 2 (4), 3 (3) u. 3 (4).

Teilweise änderte Dingelstedt auch so ab, daß eine Verstärkung erzielt wurde: S. 46 Str. 3 (4), S. 69 Str. 1 (2), S.. 118 Str. 1 (2), S. 120 Str. 2 (4), S. 124 Str. 1 (4), oder eine Abschwächung: S. 39 Str. 3 (4), S. 40 (4), S. 120 Str.. 2 (4), 121 Str. 4 (2).

Herkules, der „tatendurstige“ Riese, ist in der Bedeutung wohl etwas stärker, als der „tatenlustige“, S. 120 Str. 2 (4), und das Gleiche gilt von dem „Starren der Sterne“, im Gegensatze zu dem „Staunen der Sterne“, S. 69 Str. 1 (2). Das Hilfsverbum „mögen“ bedeutet anderseits eine Abschwächung dem Hilfsverbum „sollen“ gegenüber, S. 39 Str. 3 (4).

Durch ähnliche kleine Aenderungen gelang es dem Dichter, zu stark Spezifisches zu verallgemeinern: S. 5 Str. 2 (3), S. 14 Str. 1 (2) und 1 (8), S. XI Str. 4 (4), S. 123 Str. 3 (4), S. 124 Str. 3 (3),

oder Allgemeines zu spezifizieren: S. 14 Str. 1 (6), S. 147 (4), S. 112 Str. 2 (1), S. 116 Str. 5 (2).

So stellt der Begriff des Veilchens einen engeren dar, als der der Blume S. 14 Str. 1 (6), dagegen ist mit den Worten: „lauter kleine Lieder“ ein unbestimmterer Begriff verbunden, als mit jenen: „diese kleinen Lieder“, S. XI Str. 4 (4).

Für einen Ausdruck des gewöhnlichen Sprachgebrauches wird zuweilen ein entsprechender poetischer eingesetzt, so: S. 6 Str. 1 (3), S. 68 Str. 1 (2), S. 121 Str. 5 (2), S. 122 Str. 1 (7), z. B. „Drommeten" statt „Trompeten" S. 68 Str. 1 (2), oder „dräuend" statt „drohend" S. 121 Str. 5 (2). Selbst die Präpositionen wurden nicht unberücksichtigt gelassen und erfuhren, wo es nötig war, eine dem heutigen Sprachgebrauche entsprechendere Aenderung: Das Schwören zu jemandem machte dem Schwören bei jemandem Platz S. 87 Str. 4 (2).

Klangrücksichten waren es, die unseren Dichter des öfteren Komparative in die entsprechenden Positive zurückverwandeln ließen, S. 74 Str. 4 (4). Der Hebung des Wohllautes, zuweilen auch der Klarheit der Gedanken, diente die Vermeidung der bequemen Konjunktion „und" S. XI Str. 3 (2), S. 5 Str. 3 (2), S. 13 Str. 2 (4) und 2 (7); S. 22 Str. 1 (4) u. 2 (3); S. 59 (5); S. 68 Str. 3 (1); S. 69 Str. 2 (3) u. 3 (2); S. 113 Str. 1 (1); S. 120 Str. 4 (1); S. 124 Str. 2 (3). Dadurch ward die Satzverknüpfung bedeutend wechselvoller gestaltet.

Dem Reim zuliebe, wählte er manchesmal die ältere, kaum noch gebräuchliche Form eines Wortes, z. B.: „Flistern" statt „Flüstern", S. 103 Str. 4 (2), während sonst seine Korrekturen gerade auf eine Ausmerzung solcher Archaismen ausgingen: S. 90 Str. 5 (2). Starkes Gewicht legte der Dichter auf die angemessene Gestaltung des Rhythmus. Darum stieß er, wo es jener erforderte, überflüssige Worte ganz aus, in anderen Fällen wiederum vertauschte er sie nur, mehrsilbige gegen einsilbige oder umgekehrt, vergl. S. 307 Str. 2 (5); S. 5 Str. 2 (3). Besonders ein Gedicht der Hauslieder, „Unterwegs", weist derartige Aenderungen gegenüber der früheren Fassung in äußerst reicher Fülle auf. In ihm finden sich auch Beispiele dafür, daß der Dichter selbst nicht vor der vollständigen Umarbeitung oder Verkürzung eines ganzen Satzes oder Verses im Interesse eines geregelten Rhythmus zurückschreckte, vergl. S. 306 Str. 1 (3); S. 308 Str. 1 (2) und Str. 2 (2) und Str. 2 (8). Auch die Stellung einzelner Worte im Satze wechselte oft, je nachdem es Wohllaut des Verses, Rhythums oder gar Inhalt erforderten; und man muß sagen, daß Dingelstedt durch kleine Umstellungen oft wirklich größere Wirkung erzielte. Wie plump klingt z. B. in der ersten Fassung die Nachstellung des Eigennamens in dem Verse: „Daß im Berg, im Wilhelmshöher", gegenüber der einfachen Umstellung: „Daß im Wilhelmshöher Berge", S. 118 Str. 1 (2); und wieviel leichter und flüssiger liest sich der Vers: „Doch als ihm des Festes Königin hold kredenzte den funkelnden Wein", als vor der Umstellung: „Doch als des Festes Königin hold, ihm kredenzt den funkelnden Wein", S. 68 Str. 3 (1) und 3 (2); und dergleichen Beispiele gibt es noch viele; vergl. dazu Bd. VII

S. 11 Str. 1 (3), S. 113 Str. 1 (1) und 4 (2); S. 115 Str. 1 (2); S. 116 Str. 4 (2); S. 119 Str. 3 (3); S. 120 Str. 2 (2) und 4 (1); Bd. VIII S. 294 Str. 2 (4) u. a. m.

Solche Satzumstellungen und Aenderungen zeigen aber durchaus noch nicht die weitgehendste Korrekturtätigkeit Dingelstedts. Selbst vor der Zusammenizehung ganzer Strophen oder gar deren vollständiger Streichung schrack er nicht zurück; und auch ganze Umarbeitungen lassen sich feststellen, vergl.:

a) Zusammenziehung: Bd. 7 S. 55, S. 64;

b) Fortfall: S. 3, 8, 52, 55, 97, 144; Bd. 8, S. 285, 290.

Ebenso kommt es das eine oder andere Mal vor, daß eine einfache Umstellung in der Reihenfolge der Verse vorgenommen wird: (S. 65 Str. 2 in Ausg. v. 1838, Versfolge: 1, 2, 3, 4, in Ausg. v. 1877 3, 4, 1, 2.) Besonders starken Veränderungen haben sich die Lieder: Bd. 7 S. 31, 54, 64, 70, 97, und Bd. 8 S. 152 und 306 unterziehen müssen. Für einige unter ihnen, z. B.: Bd. 7 S. 64 ist das von Vorteil gewesen. Leider haben dafür zwei andere Lieder, und gerade die schönsten, viel von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüßt. Die erste Form der Lieder: „Hier hab' ich so manches liebe Mal" und der „Weser" sind viel ansprechender und verdienen unbedingt eine höhere Wertschätzung als ihre letzte Fassung in den „Sämtlichen Werken". Auch Rodenberg stellt die ältere Form der „Weser" höher, da in ihr noch ganz nur das poetisch-naive Empfinden zum Ausdruck kommt, ohne die scharf ironischen Spitzen der späteren Fassung.[5]) Dabei sind die Aenderungen so augenfällig, daß ein unbefangener Leser beide Fassungen fast für zwei vollständig verschiedene Lieder halten könnte.

Aber auch in dem erstgenannten Liede: „Hier hab' ich so manches liebe Mal", das wohl heute das bekannteste Lied Dingelstedtscher Muse ist, sind die Korrekturen nicht gerade von Vorteil gewesen. Es entsprang doch einer zu momentanen Gefühlsbewegung, als daß es größere Aenderungen ohne Schaden für die Stimmung des Ganzen hätte ertragen können. Das Lied liegt in vier Varianten vor[6]), von denen die erste und zweite freilich keine wesentlichen Unterschiede aufzuweisen haben. Die schönste Bearbeitung, in der es uns auch am geläufigsten ist, stellt die dritte dar, die von der vierten und letzten ganz bedeutend abweicht. Die Abweichungen sind so groß, daß noch 1909 der Verfasser eines Artikels „Weserlied" im „Hessenland"[7]), der wahrscheinlich die Fassung von 1845 nicht kannte, zu der Ansicht gelangen konnte, das Lied, so wie es uns heute vorliegt, sei nur eine sehr freie Bearbeitung des Komponisten Pressel, eine Umänderung für Zwecke der

Vertonung „im hypersentimental-romantischem Charakter", wie sie die Geschichte des öfteren aufweisen kann.[8]) Für den Kenner der dritten Variante, an die sich Pressels Vertonung eng anschließt, streift es fast ans Lächerliche, wenn da vom Verfasser ausgeführt wird: die Aenderung von Str. 2 (2), („als Knabe und Jüngling gesessen", bei Pressel: „mit meiner Laute gesessen") sei eher eine Verböserung des Textes, denn eine Verbesserung: „so biedermeierlich sentimental war der später politisch radikale Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen und noch spätere Geheime Hofrat und Hoftheaterintendant selbst in den Jahren süßer Jugendeselei nicht angehaucht". Und doch ist er so „biedermeierlich sentimental" gewesen, und es ist eine arge Verkennung der Tatsachen, von der Presselschen Vertonung als von einer „Verballhornung" zu reden. Der Text jener Komposition stimmt, wie schon erwähnt, vollkommen mit der Variante von 1845 überein; die einzige wirkliche, willkürliche Aenderung erstreckt sich nur auf die letzte Zeile der letzten Strophe. Statt des: „Fahrt wohl ihr Träume der Liebe", findet sich bei Dingelstedt überall: „Fahr wohl du närrische" oder gar „verteufelte Liebe". Eine Nebeneinanderstellung der vier Varianten zeigt am besten die Unhaltbarkeit jenes Artikels und gibt zugleich das beste Bild von Dingelstedts weiter Korrekturtätigkeit.

Deutscher Musenalmanach 1836.

„Hier hab ich so manches liebe Mal
Mit meiner Laute gesessen,
Hier schaut ich hinunter ins weite Tal
Und hatte die Welt vergessen.

Und um mich rauscht es und tönt es so hehr
Und über mir war es so helle;
Tief unten brauste das ferne Wehr
Und der Weser leuchtende Welle.

Wie freundliche Töne aus liebem Mund
So flüstert es rings durch die Bäume
Und aus des Tales blühendem Grund
Begrüßten mich holde Träume.

Da sitz ich nun wieder und blicke umher
Und blicke hinauf und hernieder;
Die holden Töne klingen nicht mehr,
Die Träume kommen nicht wieder.

Die süßen Gestalten sind alle zerstreut,
Der weite Himmel ist trübe;
Fahr wohl, fahr wohl du selige Zeit,
Fahr wohl, du närrische Liebe!"

Gedichte 1838.

„Hier hab ich so manches liebe Mal
Mit meiner Laute gesessen,
Hier schaut ich hinunter ins weite Tal,
Und hatte die Welt vergessen.

Und um mich rauscht es und klang es so her
Und über mir tagt es so helle;
Und unten brauste das ferne Wehr
Und der Weser blitzende Welle.

Wie liebende Töne aus rotem Mund
So flüstert es rings durch die Bäume,
Und aus des Tales blühendem Grund
Begrüßten mich nickende Träume.

Da sitz ich nun wieder und spähe umher
Und horche hinauf und hernieder;
Die holden Weisen klingen nicht mehr,
Die Träume kommen nicht wieder.

Die süßen Gestalten sind all' zerstreut,
Der Himmel beengt und trübe, —
Fahr wohl, fahr wohl, du selige Zeit,
Fahr wohl, du närrische Liebe!"

Gedichte 1845.

„Hier hab ich so manches liebe Mal
Mit meiner Laute gesessen,
Hinunterblickend ins weite Tal,
Mein selbst und der Welt vergessen.

Und um mich klang es so froh und so hehr
Und über mir tagt es so helle,
Und unten brauste das ferne Wehr
Und der Weser blitzende Welle.

Wie liebender Sang aus geliebtem Mund,
So flüstert es rings durch die Bäume,
Und aus des Tales offenem Grund
Begrüßten mich nickende Träume.

Da sitz ich aufs Neue und spähe umher
Und lausche hinauf und hernieder,
Die holden Weisen rauschen nicht mehr,
Die Träume kehren nicht wieder.

Die süßen Bilder wie weit, wie weit,
Wie schwer der Himmel, wie trübe,
Fahr wohl, fahr wohl, du selige Zeit,
Fahr wohl, du närrische Liebe!"

„Hier hab ich, ach! manches unzählige Mal,
Als Knabe und Jüngling gesessen,
Hinuntergeschaut in das heimische Tal,
Die Welt und mich selber vergessen.

Und um mich klang es so heiter, so hehr
Der Himmel schien so helle,
So feierlich blitzte von unten daher
Der Weser geschlängelte Welle.

Wie liebender Sang aus lieblichem Mund
So rauschte es rings durch die Bäume,
Und all überall aus dem grünenden Grund
Begrüßten mich goldene Träume.

Hier sitz ich als Mann da, spähe umher,
Ich horche hinauf und hernieder:
Die holden Gesänge, sie kommen nicht mehr,
Die goldenen Träume nicht wieder.

Sie ziehen davon wie die Wolken soweit,
So rasch, als ob Sturm sie vertriebe;
Fahrt wohl, ihr Engel der kindlichen Zeit,
Du auch, du verteufelte Liebe!“

Die Fassung des Liedes in den drei ersten Varianten läßt immer noch eine aufsteigende Linie erkennen. Der Dichter erzielt durch Aenderungen des Beiwortes oder kleine Umstellungen einen wärmeren Ton und größere Leichtigkeit und Flüssigkeit der Verse. Als solche Verbesserungen innerhalb der beiden ersten Fassungen wären z. B. anzusprechen die Aenderung von: „war es so helle“ zu „tagt es so helle“; „freundliche Töne“ in „liebliche Töne“; „blicke umher“ in „spähe umher“; „holden Töne“ in „holden Weisen“. Aehnliches findet sich, vergleicht man die zweite und dritte Variante miteinander. „Lausche hinauf“ gegenüber dem früheren „horche hinauf“; „kehren“ gegen „komme nicht wieder“ oder „da sitz ich aufs neue“ gegen „da sitz ich nun wieder“. Musikalischer klingt auch die ganze erste und fünfte Strophe, die die größten Veränderungen erlitten, in der dritten Fassung als in der zweiten. War in den drei ersten Fassungen eine bessernde Hand zu fühlen, so sind die Aenderungen der letzten Fassung durchweg mißlungen. Ein Vergleich zeigt das auf dem ersten Blick, sodaß sich ein tieferes Eingehen erübrigt. Zu den schon S. 52 angeführten Beispielen nur noch eines. Die Klangwirkung in Str. 4, Vers 1 geht in der letzten Fassung durch Nebeneinanderstellung der Worte: „Mann da“ m. E. vollkommen verloren. Der früher flüssige Tonfall ist schwerfälliger geworden, wie Str. 1 z. B. deutlich zeigt und im ganzen

ist viel von dem Zauber, der noch über den früheren Versen liegt, genommen.

So haben Dingelstedts Dichtungen eine bedeutende Entwicklung durchmachen müssen, ehe sie jene Form erlangten, in der sie aus des Dichters Hand in den „Sämtlichen Werken", als seiner letzten, eigenhändigen Sammlung, den Weg in die Oeffentlichkeit fanden. Beständig hat er an ihnen geändert, beständig sie verbessert, meistens mit glücklicher Hand, zu verschiedenen Malen jedoch bedauerlicherweise nur zum Schaden der betreffenden Lieder.

2. Stil.

Die Untersuchungen von Dingelstedts kritisierender und korrigierender Tätigkeit und seiner Anlehnung an andere Dichter gaben schon manchen Einblick in den Stil des Lyrikers. Im großen und ganzen, darf man sagen, neigt unser Dichter dazu, in seinen Liedern eher abzutönen, als etwa streng naturalistisch die Wirklichkeit abzumalen. Vielfach, besonders in seinen Jugenddichtungen arbeitete er mit zu großem Aufwande von Mitteln; da aber, wo er einfach und schlicht erzählt, weiß er sich wohl in rechtem Maße von „unbeholfenen, platten oder trivialen" Ausdrücken frei zu halten. Zu der fast zu reichen Fülle der Gedanken, die seine Jugenddichtungen aufweisen, tritt der Hang zu sinnlicher Pracht, zu malerischem und musikalischem Reichtum. Freilich lag das in der ganzen damaligen Zeit, die das schönklingende Wort mehr liebte, als das charakteristische. Die genannte Ueberfülle an Gedanken und Bildern, dazu das allzu üppige Hervorschießen von Sprach- und Klangmitteln, lassen in der Frühzeit vielleicht häufig die nötige Klarheit und Geschlossenheit der Gedanken vermissen. Ebenso leidet durch die Freude am äußeren Schwunge und äußerer Schönheit oftmals der tiefe Kern der Lieder, sodaß sie zu oberflächlich gehalten sind und zu wenig in die Tiefe gehen.

Bei einer genauen Betrachtung der Lyrik Dingelstedts fällt die Mannigfaltigkeit der Form auf, die er für seine Lieder wählte. Einfache jambische und trochäische Versmaße wechseln ab mit künstlichen Strophenformen, wie dem Sonett, dem Ghasel und der Kanzone. Dabei hat der Dichter schon von Jugend auf ein so ausgeprägtes Formgefühl gezeigt, daß Verstöße gegen Metrik und Reim wohl zu den Seltenheiten gehören. Mit Leichtigkeit flossen die Reime aus seiner Feder. Die allzu große Sicherheit, die er daraus gewann, mag ihn vielleicht etwas zu sorglos gemacht haben; denn es lassen sich eine große Anzahl von unreinen Reimen feststellen. Konsonantisch unrein sind z. B.: Strasse — Glase (Bd. VII S. 97);

verstoßen — Rosen (104); Schoße — Lose (174); saßen — Rasen (176); Mariandel — Mantel (3); worden — Pforten (13); Flügelkleide — Weite (40); Geißen — Eisen (119) u. a. m. Vokalisch unrein dagegen sind z. B.: allmählich — selig (76); niedergehen — Höhn (79); Nächte — Geflechte (103); Töchter — Fechter (120); Riesenkehle — erwähle (121); gestört — zurückgekehrt (200); jene — Träne (226); Feind — Freund (5) u. a. m.

Zahlreich sind bei den vokalisch unreinen Reimen besonders die Fälle, in denen eine Silbe mit „i" auf eine andere mit „ü" gereimt wird. Beispiele sind dafür: durchglüht — zieht (Seite 75); müßt — Christ (114); Zierde — Würde (129); zurück— Blick (221); Liebe — trübe (288); Hügeln — spiegeln (302); Bitte — Hütte (11); Sünden — finden (21) u. a. m.

In anderen Versen treffen Worte mit langen Silben zu solchen mit kurzen im Reim zusammen, so z. B.: naht — hat (S. 25); himmelan — Wahn (37); unschuldsvoll — wohl (44); Meer — her (69); Tränensaat — hat (99); Felsenrissen — schließen (116); küssen — büßen (147); Strahl — kristall (300); u. a. m. Augenfällig ist, daß dabei besonders häufig kurzes und langes „a" zusammenreimen.

Rührende Reime tauchen nur selten auf, z. B.: mehr — Meer (S. 13); herein — Häuserreihn (236); Los — erbarmungslos (253); Pfaden — Faden (262); Wogen — erwogen (268) u. a. m.

Zeitweilig finden sich reimende Wörter auch innerhalb eines Verses zusammengestellt: Lug und Trug (S. 218); Hangen und Bangen (232); schweben und beben (246); Fahnen und Ahnen (145) u. a. m.

Im übrigen war aber Dingelstedt kaum so verlegen, daß er zu billigen Reimen greifen, oder sich solche womöglich durch Suffixe wie „-chen, -lich und -lein" verschaffen mußte. Dergleichen findet sich kaum, nur vereinzelt mag doch hier und da eine Ausnahme anzutreffen sein. So z. B.: sich — jüngferlich (S. 14).. Etwas weniger sorgsam war der Dichter bei der Vermeidung von allzu gebräuchlichen Reimen; trotzdem sind auch diese wohl Ausnahmen geblieben; Reime wie „Liebe — Triebe" (S. 42, 242, 264), sind selten; ebenso: „Luft — Duft" (S. 96), desgleichen: „Brust — Lust" (S. 30, 39, 42, 238); anders wird es schon bei den beiden Worten: „Stern" und „Herz", die fast stets da, wo sie auftreten, dasselbe zweite Wort zum Reim nehmen. „Stern" findet sich fast ständig in Verbindung mit „fern", oder einem Worte, das jenes als Reimsilbe in sich schließt: (S. 52, 87, 172, 162, 287, 307, 313); und „Herz" fordert fast überall das Wort „Schmerz" zum Reim: (S. 18, 23, 30, 66, 170, 197, 8, 251), u. a. m.

Dergleichen fast trivial klingende Reime sollten natürlich möglichst ganz vermieden werden; immerhin wendet sie Dingelstedt doch auch noch nicht in so starkem Umfange an, daß sie unangenehm empfunden würden.

Häufig, besonders in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters", gebrauchte der Dichter im Reim Fremdwörter, eine komische Wirkung zu erzielen: Podagra — Hallelujah (S. 16); Grandezza — mezza (73); Patriot — Ischariot (91); Kamele — Ghasele (105); Brennt's — Eminenz (221) u. a. m. Eine ähnliche komische Wirkung bezweckten Spottreime, wie: „Richter — spricht er (S. 77); Rothschild — Not' mild (51). In der Technik solcher komischen Reime zeigt sich Dingelstedt entschieden als Schüler Heines und damit Lord Byrons, der Heines Vorbild war, von diesem aber bei weitem übertroffen wurde.

Die Sprache der Dingelstedtschen Lieder ist im großen und ganzen klar, ungekünstelt und durchsichtig. Die Sprache des Reifenden freilich ist noch verschiedentlich etwas bombastisch, die Erzählung zu breit ausladend; der Reifere wird einfacher, natürlicher und vor allem prägnanter, knapper. Das letzte zeigt sich ja in der schon früher dargelegten Verkürzung ganzer Lieder durch Auslassen oder Zusammenziehung einzelner Strophen.

Wie schon erwähnt, ist der Sprachreichtum Dingelstedts nicht gering; vor allen Dingen verfügt er über einen großen Wortschatz; umfaßt er doch beispielsweise annähernd 75 Verben, die eine Vorwärtsbewegung ausdrücken.

Auch für Verben, die andere Empfindungen zum Ausdrucke bringen, weiß er reichlich Abwechslung zu schaffen.

Aehnlich läßt sich der große Sprachschatz des Dichters erkennen, an der Abwechselung, die er findet, wenn es gilt, die Tätigkeit irgendeines lebenden Wesens oder einer Naturkraft zu schildern. Zahlreich sind die Ausdrücke für die Tätigkeit des Windes: Er „fächelt, stürmt, schwärmt, tost, kost, weht, seufzt, braust, klopft, küßt, heult singt, pocht, spielt, rauscht, haucht, jagt, säuselt, wirbelt, saust, tobt, brüllt, bläst, stöhnt, springt, summt u. a.

Dichter, die der Sprache äußerst mächtig und kaum um ein Wort verlegen sind, pflegen oftmals selbst als Wortbildner aufzutreten. Auch bei Dingelstedt finden sich einige ungewöhnliche, sonst kaum gebräuchliche Wortbildungen, von denen einige vielleicht von ihm selbst abgeleitet worden sind. Es treten da die Verben auf: überzweigt S. 154 Str. 2 (4); verfisteln S. 7 Str. 2; durchflittern S. 265 Str. 1 (2), u. a. m.

Kühn und weniger bekannt sind auch einige Eigenschaftswörter, die er gebraucht, z. B.: treugesellt S. 10 Str. 2

(8); süßgemischt S. 18 Str. 2 (8); schwarzgeballt S. 41 Str. 1 (2); weihrauchdumpf S. 158 Str. 1 (2); gewitterfroh S. 344 Str. 1 (4); altenfritzig S. 112 (8); u. a. m.

Stärker tritt diese Kühnheit noch bei einzelnen Substantiven hervor, wie z. B.: Geistereile S. 149 Str. 2 (4); Wasserwildnis S. 81 Str. 1 (3); Formendreher S. 140 Str. 2 (1); Gedankenwechsler S. 19 Str. 2 3(); Wochenfromme S. 125 Str. 5 (3); Todesfressen S. 232 Str. 2 (6); u. a. m.

Musikalisch klingen auch Bildungen wie: Nachtigallenlocken S. 127 Str. 1 (6); Gewitterswolkennarben S. 140 Str. 4 (2); Nachtigallenlustgeschmetter S. 298 Str. 4 (3) u. a. m.

Einen glücklichen Wurf tat der Dichter mit dem Gebrauch von volkstümlichen Ausdrücken. Bei der politischen Dichtung vor allem konnten volkstümliche Elemente nur zur größeren Verbreitung beitragen. Vor Plattheiten hat er sich glücklicherweise zu retten gewußt, und nur zuweilen fließt vielleicht einmal der eine oder andere etwas derbe Ausdruck unter. Worte wie: beschmieren, anschmieren, mauscheln, schachern, schnüffeln, schmatzen, verrammeln, gaffen, keifen, leiern, flennen, räkeln, u. dgl. m. entsprechen ganz dem Volksgebrauche, und Wendungen, wie z. B.: „Kein Lästermaul reißt sich offen" (Bd. VIII S. 5 Str. 4 [2]); „schmissen ihn auf's Maul" (Bd. VIII S. 7 Str. 3 [4]); „im Trüben fischen" (S. 118); „blauer Dunst" (N. 117)[9]); „Frißt wie zähe Käsemilben sich in papier'nen Quark hinein" (S. 19 Str. 3 [2]); „Es ist die alte Leier bloß" (S. 191 Str. 2 [2]); „Matthäi am letzten" (S. 212 Str. 1 [8]) u. a. m., sind dem volkstümlichen Inhalt der Lieder durchaus angepaßt. Auch Wendungen, die an gebräuchliche Sprichwörter erinnern, kommen wohl hier und da einmal vor, z. B.: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer" (Bd. VIII S. 135 Str. 3 [3]).

Veraltete Worte und Formen lassen sich verschiedentlich feststellen: geuß (S. 191 Str. 3[2]); je nun (S. 189 Str. 4 [1]); zwei beide (S. 239 Str. 4 [1]); flugs (S. 370 Str. 3 [4]) u. a. m. Für Satzverbindungen sind gleichfalls des öfteren veraltete Worte gewählt.

Dem Reim zuliebe wählte unser Poet verschiedentlich alte oder mundartliche Wortformen, z. B.: naht — spat (S. 77); sein — drein statt drin (S. 137); Zollverein — sein statt sind (S. 143); Reime — daheime (S. 155); Pflicht — geschicht (S. 4); grob — hob statt hab (VIII S. 48); Rest — gewest (S. 119); nicht — gekricht statt gekriegt (N. 117) u. a. m.

Im Gebrauche dichterischer Lizenz ist Dingelstedt meist äußerst vorsichtig gewesen, sehr zum Vorteile seiner Lieder. Außer den mundartlichen oder altertümlichen Wortformen zum Zwecke der Reimreinheit oder der Versfüllung, bei denen hier

vielleicht noch solche wie: Raa statt Rahe (Bd. 7 S. 150 Str. 1 [2]); jücken statt jucken (Bd. 8 S. 114 [4]); Korde für Akkorde (S. 281 Str. 2 [4]); und innewendig (Bd. 8 S. 238) zu erwähnen wären, fallen einige Satzkonstruktionen auf, die ganz aus den Rahmen des Gewohnten treten. Der Satz: „Los auf uns lasse deine Neu-Barbaren, den Strom, den nur mit Müh ein Damm gehemmt . . .“ (Bd. 8 S. 118) ist nicht ohne weiteres klar verständlich; und eine sonst wenig gebräuchliche Satzstellung, die allerdings auch bei Freiligrath des öfteren zu finden ist, zeigt das Gedicht „Am Grabe Börnes“: „Sieh, welche dir ein deutsches Mädchen streute, die Blumen sind verwelkt schon, sind verdorrt . . .“ (S. 160). Für die Schönheit manchen Verses wäre es auch besser gewesen, zu schroffes Auseinanderfallen von Wort- und Versbetonung zu vermeiden. Eine solche durch den Rhythmus leicht herbeigeführte oder kaum zu vermeidende Betonung fällt z. B. auf: jungfräulich (S. 174 [3]); gegen (S. 197 Str. 3 [2]); besonders stark bei: Florenz (S. 149 Str. 1 [4]) und Schakal (S. 85 Str. 4 [4]). Unschön wirkt auch verschiedentlich die Häufung von Negationen. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß sie fast stets eine gewisse komische Wirkung erzielen; für die Verwendung an ernsten Stellen also keineswegs eine Empfehlung, z. B.: „nirgends keine Kraft nicht mehr“ (Bd. 8 S. 142 Str. 2 [5]); „nirgends keine Küste“ (S. 178 Str. 5 [4]); „kein deutsches hab ich nie gesehn“ (Bd. 8 S. 372 Str. 2 [2]).. Eher zulässig ist schon der Fortfall eines Satzteiles, beim Verbum, um eine Wiederholung desselben zu meiden, oder aber, und das auch beim Fortfalle sonstiger Satzteile, um eine knappere, wirkungsvollere, auch hervorhebende Darstellung zu erzielen: „geschehe, was da muß!“ (Bd. 8 S. 118 Str. 2 [5]); „und als ich nach dem letzten hasche, erlischt er plötzlich; alles Asche!“ (S. 20 Str. 3 [4]).

Leben und Bewegung erhielt Dingelstedts sprachlicher Stil durch kurze Ausrufe und durch Frage und Antwort, z. B.: „Feuerjoh! Beim Burgemeister brennt's“ (S. 22) und im „Nachtstück aus London“ (Bd. 8 S. 187). Der äußeren Schönheit der Sprache war Alliteration sehr förderlich. Nicht nur in seinen politischen Liedern, in allem, was seiner Lyrik angehört, hat der Dichter von diesem wirksamen Mittel äußerst starken Gebrauch gemacht, angefangen bei den bekannten, formelhaften alliterierenden Wendungen: Nacht und Nebel (S. 160 Str. 1 [5]); Ruh und Rast (S. 160 Str. 2 [1]); Haus und Hütte (S. 217 Str. 7 [2]); Spott und Spiel (S. 224 Str. 2 [2]); blank und bloß (S. 230 Str. 2 [4]); Haß und Hader (S. 356 Str. 3 [4]);

dann weiter einfache, weniger bekannte Zusammenstellungen, wie: Weiden und Weibsen (Bd. 8 S. 171 Str. 3 [4]);

Faust und Fuchtel (S. 370 Str. 4 [2]); heben und haben S. 56 Str. 1 (8).

bis zu den kunstvollen, oft ganze Verse und Sätze umfassenden Alliterationen, wie z. B.: „Rings Licht an Licht, hinunter und hinauf, und Haus an Haus, entlang des Stromes Lauf!" (Bd. 8 S. 160 Str. 1); „wo der Schwan auf schweigendem Weiher schwimmt . . ." (S. 169 [2]); „laut und lang und scharf und schrill, schallt ein Geheul, ein Geächs, ein Gewinsel" (S. 233 [3]); „warnend winkt mir die welke Hand" (S. 246 Str. 3); „und die Wellen, die Wogen, die Wetter all" (S. 69 Str. 2).

Nicht minder diente der Stabreim dem Dichter in dem Bestreben, den Wohlklang seiner Lieder zu heben und durch Lautmalerei die dem Liede zu eigene Stimmung wirksam zu verstärken. Denselben Zweck verfolgte die gehäufte Wortverknüpfung durch „und" oder durch denselben Artikel. Neben den schon früher erwähnten, wären hier zu nennen, Fälle, wie: „das nenne ich Lust und Kampf und Sieg und Leben" (S. 102 [6]); „Kies und Funken und Staub und wirbelndes Laub" (S. 228 [5]) u. a. m. Beides gibt den Gedichten Leben und zugleich etwas Drängendes. Treffen nun gar Alliteration und die ja in gewisser Weise gleichfalls eine solche vorstellende Häufung zusammen, so werden Klangwirkungen von großer Wucht erzielt. Man lese z. B. nur einmal einen Vers wie: „wo littet und strittet und kriegtet ihr denn, wo warbet und starbet und sieget ihr denn" (S. 143). Noch eindringlicher wird der Dichter durch Wiederholung: „Gemahnt es auch an sie, an sie, an sie" (S. 256 Str. 6). Größer noch wird die Verstärkung des Klanges und der Wirkung durch Wiederholung einer ganzen Zeile, d. h. besser gesagt, durch Wiederholung bestimmter Wörter jedesmal in ein über der anderen Zeile, wie es zwei Gedichte: S. 108 und 110 z. B. zeigen, oder durch Wiederholung einer ganzen Strophe wie in dem Gedicht: „Christnacht in der Fremde", in dem 6 Zeilen der zweiten Strophe sich in der 6. Strophe wiederholen (S. 157), und wie in der „Schildwacht", wo die Eingangsverse auch den Schluß des Liedes bilden (S. 3). Einen regelrechten Kehrreim hat unser Dichter kaum jemals benutzt, da er von dem Gedanken ausging, sein übermäßiger Gebrauch könne nur zur Monotonie des Gedankens verleiten, der immer demselben Schlusse künstlich zugedreht werden muß.[10])

Mehr noch als durch diese formalen Mittel hob Dingelstedt die Schönheit seiner Lieder durch den poetischen Schwung seiner Sprache. In überreichem Maße hat der Lyriker das Epitheton verwendet. Fast jedem Substantiv gab er ein solches bei, und gerade auf dessen treffende Auswahl, auf Abwechselung und auf sonstige, bei seiner Ver-

wendung zu beachtende Feinheiten, hatte er ein scharfes Auge. Dabei war sein Bestreben darauf gerichtet, die Materie zu beseelen und das Unkörperliche zu materialisieren. Beispiele dafür wären: feindliche Wolke (S. 200); falsche Helle (S. 235 Str. 4 [4]); schlafende Gassen (S. 24 Str. 1 [6]); tönende Einsamkeit (S. 245 Str. 2 [2]); klagende Geberde (S. 59 Str. 1 [6]); grinsende Stimme (S. 69 Str. 3 [2]); schamlose Stirne (S. 33 Str. 1 [4]); warnende Ruine (S. 118 Str. 2 [8]) u. dgl. m.

Interessant ist es, festzustellen, welche Farbenreflexe Dingelstedt für seine schmückenden Beiwörter benutzte, und welche er im besonderen bevorzugte. Die gebräuchlichsten malenden Beiwörter sind auch in seinen Liedern zu finden. Verhältnismäßig häufig sind darunter: grau, blau, grün, weiß, und neben dem letzteren findet sich am häufigsten das Lieblingswort des jungen Goethe: „golden".

Mit der gleichen Sicherheit und Geschicklichkeit wie durch die Epitheta verstand es Dingelstedt, durch eingestreute Bilder und bildliche Vergleiche seine Lyrik abwechslungsreich und mannigfaltig zu gestalten. Schon seine Jugenddichtungen enthalten knappe, einfache Parallelen; z. B.: des Traumes Kahn (S. 195 [10]); des Meeres Pulsschlag S. 194 [2]); der Sonne Feuerball (S. 96 Str. 1 [1]); des Frühlings Hochamt (S. 124 Str. 3 [1]); der Lippe Rosentor (S. 76, Str. 4 [4]); des Windes Wiegenlied (S. 5, Str. 2 [1]) u. a.. m. Daneben sind auch in ihnen schon, wie in den Liedern der späteren Zeit, ausgedehntere Vergleiche zu finden: „wie der Tropenwind aus deinem Süden, strich mein Kuß durch deine Blumenglieder" (S. 237 [2]); „und aus dem Haar, das dicht und reich, dem Blatt der Tropenflanze gleich . . ." (S. 242, Str. 3); „so dacht ich, schläft daheim bei ihr, in wilder Höhle, ein wildes Tier, das Löwenweibchen, die Hyäne . . ." (S. 242 [4]); „du selbst ein Gletscher ragest mächtig, doch kalt und einsam in die Höh, und spiegelst dich mild und bedächtig in deiner Lieder grünen See . . ." (S.. 125 [1]) u. a. m. Der letzte Vergleich ist aber wohl zu gesucht und überladen.

Einige Male hat er einen Vergleich selbst durch ein ganzes Lied durchgeführt: seine Liebste vergleicht er mit Sonne und Mond (S. 6) sein Lieben mit den Sternen (S. 24); an drei verschiedenen Schifflein wird des Menschen Leben geschildert (S. 31) usw. Interesse fordern die Vergleiche, die er in seinen Liebesliedern in Bezug auf die Geliebte und ihre Reize anwendet: Die Geliebte, „die süße Augenweide (S. 21, Str. 1 [4]); das süße (S. 32, Str. 2 [1]), holde Weib S. 253), das liebe, süße, gute Kind oder die wilde Wüstenschöne (S. 257 Str. 1[2]), wie er sie zu nennen pflegt, fliegt wie ein Falter unter Bienen im Tanz, wie eine Blume liegt sie ihm im Arm, die sich im Abendwinde wiegt und schmiegt (S. 222);

sie bebt unter seinen Blicken wie eine Taube unter dem Vampir (S. 222 [3]); ihre Schönheit ist die der Nacht (S. 226 [4]); wie durch Knospengrün die Rose scheint blickt des Augensternes weißer Glanz durch das halbgeschlossene Lid (S. 242 [2]); der Mund gleicht einem halboffenem Kelche (S. 242 [3]); wie Marmor ist die Stirn, die Wange gleich dem Samt (S. 255 [2]); goldig, wie der Flachs sind ihre Locken (S. 19 [2]); sie gleicht der Göttin auf dem Muschelwagen, vom Gischt umtost, vom Wind gekost (S. 74); aus ihren Augen lodert St. Elmens Flamme (S. 75), und ihre Lippen sind ein Rosentor (S. 76 [4]). Verfehlt ist es, wenn er spricht: „Hier werde auch der letzte Kuß zerbrochen".

Sehr häufig entnahm unser Dichter seinen Stoff zu Vergleichen und Darstellungen der Mythe. So ist die Rede z. B. von den: Hesperiden (S. 52 Str. 1 [6]); Harpyen (S. 90 Str. 3 [2]); Furien (S. 92 Str. 3 [6]); Grazien (109 Str. 11); Charitinnen (S. 65, Str. 2 [2]); Vesta (S. 88, Str. 1 [3]); Janus (S. 114 Str. 3 [4]); Herkules (S. 119); Zeus (S. 158 Str. 1 [5]); Niobe (S. 197 Str. 3 [1]); Odysseus (S. 97 Str. 1 [4]); Kassandra (S. 118 Str. 2 [7]); Neptun (S. 209); Prometheus (S. 213) und Charon (S. 167 [5]). Daneben greift er des öfteren auf die Bibel zurück: S. 143 Str. 5 (1); S. 199 Str. 2; S. 197 Str. 1; S. 99 Str. 3; S. 135 Str. 1. Auch sagenhafte, märchenhafte Elemente finden Verwendung: Nixen, Gnome und Wassermänner werden vorgeführt (S. 175); Ritter Dannhüser tritt in Erscheinung (S. 172), die sagenhafte Entstehung des Immergrüns wird berichtet (S. 57) und selbst der märchenhaften Stadt am Meeresgrunde, des berühmten Vineta, wird gedacht (S. 177).

Wie der Dichter so seine Lieder, wie er den Ort seiner Handlung mit märchenhaften Wesen belebte, so liebte er es auch, der ganzen Natur, leblosen Wesen, selbst Abstrakta Leben zu verleihen. Alles hat unter seinen Händen Leben, menschliches Leben gewonnen; die ganze Naturwelt wird vermenschlicht. Ihre verschiedensten Phänomene treten in menschlicher Bewegung auf: sie singen, sprechen und küssen und tragen alle Eigenschaften, die sonst nur den Menschen zu eigen sind: der Stein brummt (S. 125 Str. 2 [4]); die Woge schläft (S. 5 Str. 3 [1]); Funken kriechen (S. 20 Str. 3 [1]); Blick und Kuß sprechen (S. 23 Str. 2 [4]); die See singt (S. 33 Str. 2 [1]); die Traube zittert (S. 41 Str. 2 [4]); das Schwert trinkt (S. 58 Str. 4 [5]); die Blumen klagen (S. 101 Str. 4 [4]); die Brunnen murmeln (S. 127 Str. 1 [8]); und die Zweige lallen u. dgl. m. Oder die Steine werden ergraut genannt (S. 57 Str. 1 [5]); die Zither treu (S. 68 Str. 2 [3]); die Minute sinnend (S. 146 Str. 2 [1]); das Lämpchen eifersüchtig (S. 19 Str. 1 [4]) usw.

Dies alles trug viel dazu bei, die Gesamtwirkung zu heben. Dazu kam noch eine oft starke Gegenüberstellung der auseinandergehendsten Bezeichnungen. Zu häufig wandte er solche kontrastierenden Zusammenstellungen allerdings nicht an, da er wußte, daß auch ein Uebermaß nicht immer dienlich sei. Aber wo er es tat, sind seine Kontraste durchweg gelungen zu nennen. „Statt Natur belebt mich Kunst, statt in Duft sterb ich in Dunst" (S. 49 [3]); „eine rot, in . . . weiß die andere . . ." (S. 43); nicht der Muße kann gehören, wer der Muse angehört" (S. 123). Oft ziehen sich solche Kontraste durch ein ganzes Gedicht, vergl.: S. 65, 64, 226; sehr stark besonders in dem Liede: „Mein Herz ist im Hochland" (S. 182).

So ergibt sich bei der Untersuchung Dingelstedtschen Stiles, daß er die Mittel, die ihm zur Verfügung standen, mögen sie eigenes oder übernommenes Gut gewesen sein, geschickt anzuwenden und dem Ganzen stets harmonisch einzufügen wußte.

Anmerkungen.

I. Teil.

[1]) J. Rodenberg in der „Deutschen Rundschau" Bd. 28, Berlin 1881.

[2]) Ig. Hub, „Deutsche Dichter der Neuzeit", München 1852.

[3]) „Sämtliche Werke", Bd. 7, S. 70.

[4]) Vergl. dazu das Gedicht: „Meiner Mutter" in S. W., Bd. 8, S. 286.

[5]) Intermezzo „Ein Roman". Nr. 15, S. W. Bd. 8, S. 286.

[6]) S. W. Bd. 7, S. 70.

[7]) J. Rodenberg, Fr. Dingelstedt. Berlin 1891, Bd. 1, S. 37.

[8]) Ebenda. Bd. 1, S. 37.

[9]) Ebenda. Bd. 1, S. 38.

[10]) W. Deetjen, Fr. Dingelstedt u. J. Hartmann, Eine Jugendfreundschaft in Briefen, Leipzig 1922, S. 10.

[11]) Rodenberg a. a. O. Bd. 2, S. 80.

[12]) Rodenberg. Dingelstedt und Oetker, Berlin 1882 und an Vogel in „Neue freie Presse", 10. 6. 1881.

[13]) An Vogel „Neue freie Presse", 10. 6. 1881.

[14]) A. Koppen. „Hessenland", Bd. 23, Cassel 1909.

[15]) An Hartmann. 1. 1. 35 in Deetjen a. a. O. S. 45.

[16]) Rodenberg, Dingelstedt und Oetker.

[17]) Beide in „S. W.", Bd. 9; 3. Abtlg. S. 1—14.

[18]) Rodenberg, a. a. O. Bd. 1, S. 60.

[19]) Dingelstedt, Wanderbuch Leipzig 1839, Bd. 1, S. 298, 302, 3.

[20]) Phönix, v. E. Duller Jahrg. 2, Frankfurt a. M. 1836, Nr. 27 f.

[21]) Deetjen, im Hessenland, Jahrg. 23, 1909, „Neue Kunde aus Dingelstedts Fuldaer Jahren".

[22]) Deetjen, a. a. O. S. 24, vergl. Rodenberg, Fr. Dgl. Bd. 1, S. 35.

[23]) Hessenland, Jahrg. 30, 1916, Deetjen „aus Dgl. letztem Semester".

[24]) Im Nachlaß, mitgeteilt von Rodenberg, „Fr. Dgl. Flitterwochen", „Ged. für Haus u. Herd", Bd. 4, verändert aufgenommen in S. W. Bd. 7, S. 97/98, „Extrapost".

[25]) „Neue freie Presse", 10. 6. 81.

[26]) Deetjen, a. a. O. S. 63.

[27]) Rodenberg, a. a. O., S. 40 ff. nach Dingelstedts Brief an Hartmann vom 25. 2. 35 fällt wohl auch die Ansicht Rodenbergs, die scheinbar auch Klostermann übernommen hat, über die Abfassung der „Ressource" schon in den Primanerjahren, vollständig in sich zusammen. Rodenberg zieht an einer anderen Stelle allerdings das Jahr 1835 oder 1836 schon in Betracht und führt dafür das

langatmige Zeugnis einer Landsmännin an, ist sich aber dessen auch noch nicht vollständig sicher. Auch dieses Zeugnis wird durch die eigenhändige Angabe Dingelstedts wohl überflüssig.

[28]) W. Deetjen, a. a. O. an Hartmann, S. 63.

[29]) Rodenberg, a. a. O., Bd. 2, S. 83.

[30]) Für die Beurteilung Dgl. in jener Zeit ist der Briefwechsel mit seinen Freunden Oetker und Hartmann die wichtigste Quelle. „Du und meine Mutter bleiben mir noch", schreib er an Oetker und ihm und nicht weniger Hartmann zeigt er sein tiefstes Interesse frei und offen, spricht alles, was ihn bewegt, ohne Scheu und ungeschminkt aus.

[36]) Vergl. dazu „Literarisches Bilderbuch", Berlin 1878, S. 168.

[32]) R. Lothar, „Kritische Studien zur Psychologie der Lit.", Breslau 1895.

[33]) „Frauenspiegel", Nürnberg o. J. 1838, S. 169.

[34]) „Die Posaune", hg. von Harrys, Hannover 1835/36.

[35]) „Deutscher Musenalmanach", Jahrg. 7, Leipzig 1836.

[36]) Rodenberg, a. a. O., Bd. 1, S. 81.

[37]) S. W., Bd. 7, S. 70.

[38]) An Hartmann vom 23. 8. 35 mitg. v. Deetjen a. a. O., S. 100, ähnlich schrieb Dgl. an Oetker, vergl. dazu: Rodenberg, Bd. 1, S. 75.

[39]) Ebenda (Deetjen) S. 100.

[40]) Rodenberg, a. a. O., Bd. 1, S. 91.

[41]) Ebenda, Bd. 1, S. 97 ff.

[42]) Deetjen, a. a. O., S. 83.

[43]) S. W., Bd. 7, S. 64.

[44]) Wage 1837, Nr. 31.

[45]) S. W., Bd. 7, S. 40—49.

[46]) Phönix, 1836, Nr. 23 (teilweise identisch).

[47]) Deetjen, a. a. O., S. 121, ebenso an Hartmann: „Alles, was ich an sogenannter metrisch-poetishcer Arbeit liefere, beschränkt sich auf Sonette, welche mein Mädchen besonders liebt."

[48]) Hess. Album f. Lit. u. Kunst, Cassel 1838.

[49]) S. W., Bd. 7, S. 115.

[50]) Wage, 1837, Nr. 1 „Der Scharfenstein", Nr. 3 „Die Aue"; Nr. 5 „Das Echo des Königsplatzes", Nr. 12, „Ständchen dem Ständehause", in den S. W., Bd. 8, S. 109 ff.

[51]) Prölß, „Das Junge Deutschland", Stuttgart 1892, S. 541.

[52]) Ged., 1838, S. 59 ff.

[53]) S. W., Bd. 7, S. 97.

[54]) Rodenberg, a. a. O., Bd. 1, S. 145.

[55]) Bei Rodenberg, a. a. O., S. 138.

[56]) S. W., Bd. 7, S. 154.

[57]) Cottasches „Morgenblatt", 1838, Nr. 225 u. S. W., Bd. 7, S. 147.

[58]) Ged. 1838.

[59]) Nürnberg o. J. 1838.

[60]) „Europa", hg. von A. Lewald, 1836, Bd. 4, S. 69 ff. vollständig neu bearbeitet in S. W., Bd. 5.

[61]) Man könnte über die Berechtigung der Strafversetzung Dgl. verschiedener Ansicht sein; unklug war jedenfalls die Ver-

setzung gerade nach Fulda, als Norddeutscher und besonders als Protestant stieß Dgl. in dem katholischen Fulda schon von vornherein auf einen Widerstand, der nicht dazu angetan war, ihn zu beruhigen und mit seinem Berufe und Schicksale auszusöhnen.

[62]) Lieder eines Verbannten. „Mitternachts-Zeitung", Braunschweig 1839, Nr. 3—5, in veränderter Form in den Ged. 1845, S. 174 ff.

[63]) Ebenda. S, 174.

[64]) Deetjen, a. a. O., S. 167.

[65]) Marquis de Cubières gehörte bis zum Sturze Karl X. zur Dresdner Gesellschaft.

[66]) Das adlige Wallenstein'sche Damenstift war von der verwitweten Freifrau M. A. v. Görz, der letzten Erbin des 1745 erloschenen Hauses Wallenstein, für Töchter des ältesten Adels mit wenigstens 16 Ahnen in Homburg gegründet. Unter Jerome wurde das Stift aufgehoben, da seine damalige Dechantin, M. v. Stein, sich am Dörnberg'schen Aufstand beteiligt hatte. Später wurde das Stift wieder eröffnet und nach Fulda verlegt, vergl. H. König, „Ein Stilleben", Lpzg. 1861.

[67]) Rodenberg, Heimaterinnerungen, S. 89.

[68]) Ged. 1845, S. 165.

[69]) Gutzkow selbst schien von der dichterischen Befähigung Dgl. damals nicht viel zu halten, wie ein Brief an L. Schücking (Westermanns illustr. Deutsch. Monatshefte, Bd. 89, 1900/01, S. 394) besagt. Und am 9. 6. 1840 schreibt er an Schücking über Dgl.: „Dgl. ist vom Grunde der Seele aus eitel, nicht bös, aber jedem sich hingebend, der ihm schmeichelt und wenn nicht, ihn wenigstens interessant findet. Sentimental, schmachtlappig koketiert er selbst mit dem Tode usw., und es steckt nur das liebe Ich dahinter", ebenda S. 396.

[70]) Vergl. dazu: Büchner, Ferd. Freiligrath, Ein Dichterleben in Briefen, Bd. 2, Jahrg. 1882, 1. Bd., S. 296.

[71]) Vergl. H. Nellen, aus K. Becks dichterischer Frühzeit, Münst. Diss. 1908, 65.

[72]) Vergl. Trabert. Zur Erinnerung an Fr. Dgl. in der „Kultur", Jahrg. 8, Wien 1907.

[73]) Rodenberg, Dgl. u. Oetker.

[74]) „Daß man ein Stück auspfeift, weil es schlecht ist, mag dem Autor die Ohren lang genug ziehen. Daß man ein Stück austrommelt, weil man den Autor haßt, mag ihm die Zähne knirschend aneinanderschlagen, wie Carlos sagt. Aber daß man ein Stück nicht auspfeift und nicht austrommelt, sondern mit ruhiger, berechnender, spielender Bosheit zerreißt, seine Wirkungen coupiert, seine Glanzstellen übersudelt, das mag dem Autor Tränen auspressen, so bitter, wie sie selten geweint werden von menschlichen Augen. Dieser Autor war ich, das Stück mein „Gespenst", mitg. bei K. Glossy, Aus der Mappe eines Burgtheaterdirektors, Wien 1925.

[75]) „Lieder eines Verbannten", a. a. O.

[76]) 6 Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben, Cassel 1840.

[77]) Halle'sche Jahrbücher 1840, Nr. 184, S. 1467—72.

[78]) Ged. 1845, S. 190.

[79]) Herwegh, „Ged. eines Lebendigen", Lpzg. S. 83.

[80]) Ged. 1845, S. 109.

[81]) Mitg. im Hessenland, Jahrg. 31, 1917, Deetjen, „Neue Kunde aus Dgl. Fuldaer Jahren".

[82]) Ebenda.

[83]) „Vor weiland St. Schützes Haus", Ged. 1845, S. 125.

[84]) „Salon", 1841, Nr. 15—17 u. Ged. 1845, S. 143 f. vergl. dazu die Novelle „Das Mädchen von Helgoland", S. W., Bd. 1, (6); vielleicht jene Hamburgerin, die er zu heiraten gedachte, wie er am 17. 8. 40 an Hartmann berichtet, mitg. Deetjen, Hessenland, Jahrg. 31, 1917, N. K. a. Dgl. F. J.

[85]) Ged. 1845, S. 177 ff.

[86]) „Salon" 1841, Nr. 19 u. Ged. 1845, S. 455.

[87]) „Salon" 1841, Nr. 21.

[88]) B. Klostermann, Fr. Dgl. Münst. Diss. 1912, 60 f.

[89]) „Salon", Jahrg. 1, Nr. 13.

[90]) Dgl. in Paris, „Salon", Jahrg. 2, Nr. 30.

[91]) A. Vogel, im „Salon", 2. Jahrg., Nr. 30.

[92]) „Die Flüchtlinge", S. W., Bd. 8, S. 145.

[93]) Gutzkows Briefe aus Paris, Lpzg. 1842, mitg. Dt. Rundschau 1913/14, R. Göhler, Dgl. u. Gutzk. zu Fr. Dgl. 100. Geburtstag.

[94]) „Christnacht in der Fremde", S. W., Bd. 8., S. 157.

[95]) S. W., Bd. 2, S. 273.

[96]) „An den Mond", S. W., Bd. 8, S. 154.

[97]) „Am Grabe Börnes", S. W., Bd. 7, S. 116.

[98]) Klostermann, Fr. Dgl., Münst. Diss. 1912, S. 103.

[99]) S. W., Bd. 8, S. 175.

[100]) „Themsefahrt", S. W., Bd. 8, S. 179.

[101]) S. W., Bd. 8, S. 182.

[102]) S. W., Bd. 8, S. 184.

[103]) „In der Westminsterabtei", S. W., Bd. 7, S. 157.

[104]) Ged. 1845, S. 285, „Sir Robert Peel schickte sich an, die hohen Schutzzölle zu ermäßigen.

[105]) S. W., Bd. 8, S. 187.

[106]) S. W., Bd. 8, S. 217 ff.

[107]) L. Döbler, geb. in Wien 1801, gest. in Gstettendorf 1864. Er war ein berühmter Zauberkünstler, zuerst am Theater Josefstadt, dann unternahm er Kunstreisen durch ganz Europa und erarbeitete sich ein ansehnliches Vermögen. Dgl. schrieb ihm seine Biographie. Döbler machte Dgl., als jener noch in Fulda war, den Vorschlag, sein Impressario zu werden. Der Dichter ging darauf ein, wollte allerdings anonym bleiben. Ob Döbler das nicht recht war, oder ob Dgl. lieber Cottas Angebot vorzog, ist nicht bestimmt zu entscheiden. In der deutschen Dichtung hg. v. K. E. Franzos, Bd. 27, Berlin 1900, wird die Vermutung ausgesprochen, Dgl. sei möglicherweise auch Döblers Impressario gewesen, denn er war zugleich mit diesem in Paris und London. Möglich, daß er tags Journalist, abends Impressario gewesen ist. Was wäre auch für diesen merkwürdigen Menschen, der immer verblüffender wirkte, je näher man sich mit ihm beschäftigte, unmöglich gewesen. Diese Annahme wird in etwa bekräftigt, wenn bei Glossy, A. d. Br. e. Burgtheaterdirektors, W. 1925, Döblers Wwe. erzählt, Dgl. habe dem Freunde in London geholfen und Sprüche für ihn gedichtet.

[108]) Ebenda. S. 191.

[109]) „Tagebuch aus Ostende", S. W., Bd. 5, S. 117 f. und „Holl. Schildereien", S. W., Bd. 5, S. 151 f.

[110]) S. W., Bd. 8, S. 191.

[111]) Ged. 1845, S. 396.

[112]) An Oetker, bei Rodenberg a. a. O., Bd. 1, S. 212.

[113]) Die sogen. W. W. Briefe in der „Allgemeinen Zeitung", Beilage 1842, Nr. 36, 1843, Nr. 13 u. 16, in denen er die scharfe Lauge seines Spottes über die literarischen und gesellschaftlichen Zustände der Kaiserstadt ausgoß. Sie erregten ein so großes Aufsehen, daß er bald in Wien umöglich wurde. Von allen Seiten erfolgten die Angriffe, und die in- und ausländischen Zeitungen brachten Artikel darüber.

[114]) Wahrscheinlich durch Empfehlung A. v. Stubenrauchs, der Maitresse des Königs, s. Nord u. Süd, Breslau 1882, Jahrg. 20. A. Welmer Fr. Dgl. Schwabenstreiche.

[115]) Seine Freude über diese sichere Stellung war aufrichtig und groß. Er war das Wanderleben des Journalisten, das ihn anfangs so stark angelockt hatte, allmählich leid geworden, und sehnte sich nach einer wirklichen Heimat. Die Liebe zu Jenny Lutzer tat ein übriges, ihn nach einer sicheren Stellung freudig greifen zu lassen, denn er war doch zu stolz, nur der Mann seiner Frau zu werden. Dazu kamen noch die endliche Befriedigung eines Ehrgeizes, der sich, wie früher gesagt, schon in seinem Knabenalter zeigte, und die des öfteren erwähnte Vorliebe für das Leben der vornehmen Welt. So drängte alles in ihm, die erste Sprosse seiner Ruhmesleiter mit festem Fuße zu besteigen. Ein Verräter an seiner Ueberzeugung ist Dgl. nie gewesen. Aus den Anfeindungen brach sich nur der Neid giftige Bahn.

[116]) „Lieder für Haus und Herd" im Nachlaß mitg. von Rodenberg, a. a. O., Bd. 2, S. 17 ff.

[117]) „Nachhall", „Abends wenn im vollen Saale" bei Rodenberg, a. a. O., Bd. 2, S. 29.

[118]) „Durch Wettersturm und Graus", ebenda, Bd. 2, S. 31.

[119]) Die Glocke, Protokoll von Dgl. in Versen. Hier entstand der Plan zu einer Bettelnovelle. Jedes Mitglied sollte ein Kapitel schreiben. Dgl. will mit Hackländer, wie früher Varnhagen, Fouque, Bernhardi und Neumann, einen Bettelroman schreiben, scheitert an der Eifersucht der Novellisten (s. Welmer, Nord u. Süd 1882).

[120]) Unter König Max und seinem Vertrauten Dönniges waren nämlich eine Reihe der hervorragendsten Männer aus dem Norden nach der Bayernhauptstadt verpflanzt worden, so der Chemiker Liebig, der Physiker Jolly, der Zoologe Siebold, der Kulturhistoriker Riehl, der Pandektist Windscheidt und Männer wie: Geibel, Bodenstedt, Heyse und Kaulbach.

[121]) „Harmlose Plaudereien eines alten Münchener", von Völderndorff. München 1892.

[122]) Rodenberg, a. a. O., Bd. 2, S. 137.

[123]) S. W., Bd. 8, S. 366 ff. und „Münchener Album" 1856.

[124]) S. W., Bd. 7, S. 222 ff.

[125]) Den katholischen Bayern war der Protestant, den Altbayern der Norddeutsche nicht genehm, und der Adel hatte selbst Anspruch auf die Indentantur erhoben. Schließlich führten ver-

schiedene Umstände zum Sturze. Solch ein Anstoß, der zu seinem Falle führte, war die Aufführung von Hebbels „Agnes Bernauer". Man nahm es übel, daß er ein Stück aufführte, in dem ein Schandfleck der bayerischen Königsfamilie gezeigt wurde. Ein solcher Anstoß war ferner die Aufführung des Tannhäuser, da man sich gegen seinen revolutionären Verfasser wehrte, weiterhin das Auftreten der spanischen Tänzerin Pepita de Oliva, die an Lola Montez, König Ludwigs Maitresse, unliebsam erinnere. Dazu kam ein unverschuldetes Defizit in der Kasse. Den letzten Stein brachte aber die Bacherl-Affäre ins Rollen, in der Dgl. mutig für den des Plagiates angeklagten F. Halm Partei ergriff.

[126]) „Kosmopolitisch-unpolitisch" im Nachlaß bei Rodenberg, a. a. O.

[127]) S. W., Bd. 8, S. 394.

[128]) „Weder Blume, weder Worte" bei Rodenberg, a. a. O. Bd. 2, S. 217.

[129]) Oesterr. Rundschau, Wien u. Lpzg. 1914.

[130]) Ebenda.

[131]) W. Goldbaum, Gartenlaube, Lpzg. 1881.

[132]) An Colb bei Rodenberg, a. a. O.

[133]) Glossy, a. a. O.

II. Teil.

[1]) Deetjen, a. a. O., S. 56 ff.

[2]) Nord u. Süd, Jahrg. 20, Breslau 1882.

[3]) Heine, S. W., Bd. 7, S. 167.

[4]) Heine, S. W., Bd. 7, S. 168.

[5]) Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden, hg. von Bamberg, Berlin 1890. An Kuh 29. 7. 1858.

[6]) Stichternath, E. Geibels Lyrik, Münst. Diss. 1911, S. 71.

[7]) Rodenberg, a. a. O.

[8]) Bonaventura, Nachtwachen, Berlin 1904.

[9]) Vergl. dazu Büchner, Ferd. Freiligrath, Bd. 2, 1. Bd., S. 296.

[10]) R. v. Gottschall, Fr. Dgl. in „Unsere Zeit", Neue Folge, Leipzig 1878, 14. Jahrg.

III. Teil.

[1]) Ged. 1838, Ged. 1845 und „Nacht und Morgen", Stuttg. 1851.

[2]) Vergl. Klostermann, Fr. Dgl. Münst. Diss. 1912, S. 96.

[3]) Ebenda.

[4]) Platen, mitg. Thielo, Lyrik Strachwitz, S. 42, Forschungen z. n. Lit., Berlin Duncker 1902.

[5]) Vergl. Rodenberg, Dgl. u. Oetker. Auch in neuerer Zeit wird bei Widergabe dieses Dgl. Liedes eine ältere Fassung vorgezogen. So bringt die in der letzten Zeit hg. Werbeschrift f. d. Aufstellung d. Reichsehrenmales im Wesergebirge hg. vom Verein Reichsehrenmal Bückeburg-Rinteln 1925, auf S. 23 das Lied in der Fassung der Sammlung von 1845. Auch diese Fassung weicht allerdings von der ersten Fassung noch ab.

[6]) a) Deutscher Musenalmanach f. d. Jahr 1836, hg. von Chamisso und Schwab, 7. Jahrg.; b) Ged. Cassel u. Leipzig 1838, S. 121; c) Ged. Stuttgart 1845, S. 49; d) S. W., Bd. 7, S. 70.

[7]) Artikel „Weserlied“ im Hessenland, 23. Jahrg., Cassel 1909.

[8]) Nach jenem Verfasser z. B. erinnern die Verse: „Die holden Weisen . . .“ an eine ähnliche Aenderung zu ähnlichen Zwecken bei Mendelssohn „Ich wollt meine Liebe (statt: Schmerzen) ergösse sich“.

[9]) „Nacht und Morgen“, S. 119. Abkürz. für alle folgenden Anmerk. = N.

[10]) Vergl. Klostermann, a. a. O., S. 94.

Literatur.

Werke Dingelstedts.

Frauenspiegel, Nürnberg 1838.

Gedichte, Leipzig und Kassel 1838.

Hessisches Album für Literatur und Kunst. Mit Beiträgen von Bentzel-Sternau, Koenig, Oetker, Schädel, Scheffer, Schulz u. a. Kassel 1838.

Licht und Schatten in der Liebe, Novellen, Kassel 1838.

Die neuen Argonauten, Roman, Fulda 1839.

Wanderbuch, Leipzig 1839. 2. Band 1843.

Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben, Mit Randzeichnungen von Prof. Fr. Müller, Kassel 1840.

Unter der Erde, Roman. Leipzig 1840.

Das Wesertal von Minden bis Münden. Kassel o. J. (1841).

Heptameron. Gesammelte Novellen. Magdeburg 1841.

Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1842 (anonym erschienen).

Sieben friedliche Erzählungen. Stuttgart 1844. 2 Bde.

Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1845. 1858.

Erinnerungen an Holland. Leipzig 1847.

Nacht und Morgen. Zeitgedichte. Stuttgart 1851.

Studien und Copien nach Shakespeares. Wien 1858.

Eine Fausttrilogie. Berlin 1876.

Shakespeares Historien. (Deutsche Bühnenausgabe.) 3 Bände. Berlin 1867.

Literarisches Bilderbuch. Berlin 1879.

Münchener Bilderbogen. Berlin 1879.

Sämtliche Werke. 12 Bände. Berlin 1877.

Biographisches und Gelegentliches.

Moderne Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien und Proben. Kassel 1852—54. Bd. 42: Franz Dingelstedt.

Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 47. S. 707 ff. (L. Geiger.)

A. Bartels. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Leipzig 1901.

A. Biese. Lyr. Dichtung und neuere deutsche Lyrik. Berlin 1896.

E. Engel. Deutsche Literaturgeschichte. 2 Bde. S. 188 ff. Leipzig 1922.

Ermatinger. Die deutsche Lyrik seit Herder. 2 Bde. S. 94 ff.

G. Brandes. Die Literatur des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen. 6. Bd. Das junge Deutschland. S. 399 ff. Das junge Deutschland. Leipzig 1891.
J. Rodenberg. Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt u. Fr. Oetker. Berlin 1882.
J. Rodenberg. Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. 2 Bde. Berlin 1891. (Zuerst abgedruckt in der deutschen Rundschau. Bd. 59, 60, 62, 63, 64.).
H. König. Ein Stilleben. Erinnerungen u. Bekenntnisse. 2 Teile. Leipzig 1861.
H. Rollet. Begegnungen. Erinnerungsblätter. (1819—1899) Wien 1903.
J. Hub. Die deutschen Dichter der Neuzeit. München 1852.
W. Goldbaum. Literarische Physiognomien. Wien u. Teschen ö. J. (1884).
F. Oetker. Lebenserinnerungen. 2 Bd. Stuttgart 1877—78. 3. Bd. von seinem Neffen Dr. F. Oetker. Kassel 1885.
R. Prutz. Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848—58. Leipzig 1859.
Ch. Petzet. Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik. 1840—50. München 1903. Rec. von Dr. Teut. Dingelstedt und Heine als politischer Lyriker. Deutsche Stimmen. 4. Jahrg. (1902), Nr. 18.
R. Lothar. Kritische Studien zur Psychol. der Literatur. Breslau 1895.
J. Scheer. Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau. Stuttgart 1844.
W. Schoof. Die deutsche Dichtung in Hessen. Eine Studie zur hessischen Literaturgeschichte. Marburg 1901.
Ad. Strodtmann. Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrh. Stuttgart 1879.
H. Blösch. Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich. Diss. Bern 1903.
Bonaventura. Nachtwachen, hg. v. H. Michel, Berlin 1904. Dtsch. Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Nr. 133, 3. Folge. Nr. 13.
W. Buchner. Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882.
F. Dahn. Erinnerungen. Bd. 3, S. 322 ff. Leipzig 1892.
W. Deetjen. Dingelstedt u. Hartmann. Eine Jugendfreundschaft in Briefen. Leipzig 1922.
J. v. Eichendorff, Ges. Werke, hg. v. L. Krähe, Bong & Co.
Freiligraths Werke, hg. v. J. Schwering. Einleitung. Berlin (Gold. Klas. Bbl.) 1913.
Freiligraths Gedichte, Stuttgart u. Augsburg 1857.
K. E. Franzos. Deutsche Dichtung. Bd. 27. S. 31. Berlin 1900.
R. Genée. Zeiten u. Menschen. Erlebnisse u. Meinungen. Berlin 1897.
K. Glossy. Aus der Briefmappe eines Burgtheaterdirektors. Wien 1925.
H. Grans. 15 Jahre in Weimar. Erlebtes u. Erlittenes. Leipzig 1889.
K. Gutzkow. Rückblicke auf mein Leben. Berlin.
K. Gutzkow. Briefe aus Paris. Leipzig 1842. II. S. 145 f.
K. Gutzkow. Vermischte Schriften. Leipzig 1842. II. 139—43.
J. Große. Ursachen u. Wirkungen. S. 267 ff. Braunschweig 1896.
Fr. Haase. Was ich erlebte. (1846—96). Berlin u. Leipzig 1897.

Fr. Hebbel. Briefwechsel mit Freunden u. berühmten Zeitgenossen. 2 Bd. hg. v. Bamberg. Berlin 1890.
Fr. Hebbel. Sämtl. Werke. Hg. v. R. M. Werner. Berlin 1900 ff.
H. Heine. Sämtl. Werke. Hg. v. F. Strich. München 1925.
G. Herwegh. Briefwechsel mit seiner Braut. Hg. v. Marcel Herwegh. Stuttgart 1906.
Hoffmann v. Fallersleben. Mein Leben. Aufzeichnungen u. Erinnerungen. 3 Bde. Hannover 1868.
A. Grün. Gedichte. Leipzig 1838.
A. Grün. Sämtl. Werke. Hg. v. Ed. Castle. Einleitung. Berlin, (Gold. Klas. Bbl.).
A. Grün. Sämtl. Werke. Hg. v. L. A. Franke. Berlin 1877.
P. Heyse. Lebenserinnerungen. S. 201.
B. Klostermann. Franz Dingelstedt, sein Jugendleben und die Entwicklung seiner politischen Dichtung. Diss. Münster 1912.
N. Lenau. Sämtl. Werke.
O. Liebscher. Fr. Dingelstedts dramaturgische Entwicklung u. seine Bühnenlaufbahn u. Tätigkeit bis 1857. Münchener Diss. Halle 1909.
P. Lindau. Nur Erinnerungen. 2 Bde. Stuttgart u. Berlin 1906.
R. Lothar. Das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin, Wien 1899.
R. Meyer. Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses. Hannover 1878.
H. Nellen. Aus Karl Becks dichterischer Frühzeit. Münst. Diss. Leipzig 1908.
H. A. Oppermann. Hundert Jahre. 1770—1870. 6. Teil. Leipzig 1870.
Prölß. Erinnerungen aus meinem Leben. Wien 1896.
R. Rönnecke. Dingelstedts Wirksamkeit am Weimarer Hoftheater. Ein Beitrag zur Theatergesch. d. 19. Jahrh. Diss. Greifswald 1912.
A. v. Schorn. Zwei Menschenalter. Erinnerungen u. Briefe. Berlin 1901, 2. Aufl. Stuttgart 1913.
L. Speidel. Persönlichkeiten. Biogr. lit. Essays. Berlin 1910.
Ad. Stahr. Aus seinem Nachlaß. Hg. v. L. Geiger. Oldenburg 1903.
Ad. Stahr. Kleine Schriften. Berlin 1875. IV. S. 199 ff.
A. Stern. Zur Literatur der Gegenwart. 1880.
A. R. T. Tielo. Dichtung des Grafen M. v. Strachwitz. Ein Beitrag zur Dtsch. Literaturgesch. Berlin 1902. Forschungen zur neueren Literatur. Hg. v. Dr. Frz. Muncker.
P. Träger. Die polit. Dichtung in Deutschland. Münchener Diss. Berlin 1895.
O. Freiherr v. Völdernhoff. Harmlose Plaudereien eines Alt-Münch. München 1892.
F. Wehl. Zeiten u. Menschen. Tagebücher u. Aufzeichnungen von 1863—84. Bd. 2, S. 282. Altona 1889.
E. Wichert. Richter u. Dichter. Ein Lebensausweis. Berlin u. Leipzig 1899.
J. Wichner. Stundenrufe u. Lieder des Nachtwächters. Regensburg 1897.
O. v. Schorn. Die Autorschaft des Fechters v. Ravenna. Düsseldorf 1856.
L. v. Kobell. Unter den vier ersten Königen Bayerns. München 1894.

Zeitungen und Zeitschriften.

Allgemeine Zeitung 1890. Nr. 91. (J. Prölß, Zu Dingelstedts Münchener Bilderbogen).

Augsburger Allgemeine Zeitung. 1842' Bl. 364. 1843 Bl. 13 u. 16.

Augsburger Postzeitung. 1851. Nr. 19, 26 u. 50.

Berliner Börsen Courier. 1914 (Ein Faustplan Fr. Dingelstedts mit einem unged. Brief). Morgenausg. v. 24. 7. 1914.

Berliner Gerichtszeitung. 2. Jahrg. 16. (1907—08). (R. v. Gottschall, Aus Weimars nachklassischer Zeit. Dgl. Gutzk. u. Große).

Berliner Tageblatt. 1914. Nr. 322. (R. M. Meyer, Frz. Dingelstedt zum 100. Geburtstag.).

Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig 1845. Nr. 13—16. 1852. Nr. 8.

Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1914. S. 989 ff., 994 ff. (Frz. Dgl. u. die deutsche Theatergeschichte, v. A. Bartels). S. 1025 f. (Kempert, Dingelst. u. Gutenberg.).

Deutsche Dichtung. Bd. 27. (1889). S. 31 ff. Fr. Dingelst. u. Döbler). S. 103. Aus Dingelstedts Jugend.

Deutsche Rundschau. Bd. 28. (Rodenberg, Zur Erinnerung an Frz. Dingelstedt). Berlin 1881. Bd. 64. S. 383 u. Jahrg. 1914. Heft 9 u. 10. S. 363ff. S. 88 ff. (R. Göhler, Dgl. u. Gutzk.):

Europa red. v. A. Lewald. Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart u. Leipzig 1836 ff.

Frankfurter Telegraf. 1837. (2. Quart. Nr. 5). (3. Quart. Nr. 8, 18 u. 46—48.) (4. Quart. Nr. 12, 13, 22—26 u. 36—37.) 1838. S. 1563, 1843 u. 1840 Nr. 149—52.)

Frankfurter Zeitung. 56. Jahrg. Nr. 310. (Briefe Dgl. an Herwegh). 43. Jahrg. n. 62. (Gutzk., Laube, Dgl. u. d. Weimarer Hoftheater.)

Gartenlaube. Leipzig 1881. S. 414 ff. (W. Goldbaum, Frz. Dingelst.).

Hannoverscher Courier. 1914. 27/28. 7. (W. Deetjen) u. a. O.

Hessenland. Bd. 23. Nr. 19. (Siebert, Ein bisher unbek. Brief Dgl.). 5., 7., 28., 29., 30., 31. Jahrg.

Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft u. Kunst red. v. Echtermeyer u. Ruge. 3. Jahrg. Leipzig 1840.

Jahrbuch der Grillparzergesellschaft red. v. K. Glossy. Bd. 5, 8, 9, 21/23.

Jahrbuch für Literatur 1. Jahrg. Hamburg 1839.

Kultur. 8. Jahrg. S. 246—50. Wien 1907.

Mitternachtszeitung. 1837. Nr. 111, 118, 158, 175, 183, 191, S. 791; 1838 u. 1839.

Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart u. Tübingen 1838 ff. 1843, 1862.

Nation. Wochenschrift für Politik, Volksw. u. Lit. 13. Jahrg. S. 518 Bern.

Novellenzeitung. Belletr. Beiblatt zur Leipz. Illustr. 1845 Nr. 53 bis 56.

Nord u. Süd. Eine deutsche Monatsschrift v. P. Lindau. Bd. 12, 20, 30, 60.

Neue frei Presse. 10./11. 6. 1881, 30. 6. 1886, 11. 9. 1887, 1. 7. 1886. Wien 1918.

Presse. Wien 1882. (1. u. 5. 3.), 1875, 1887.

Phönix. Hg. v. Duller. Nr. 27 ff. Nr. 226. 240 ff. Frankfurt 1836.
Oesterreichische Rundschau. 39. Jahrg. S. 457 ff. Wien u. Leipzig 1914.
Rheinisches Taschenbuch. Frankfurt 1841.
Reklams Universum. 19. Jahrg. Heft 44. S. 1049. 42. Jahrg. Leipzig.
Salon. Ein Unterhaltungsblatt für Gebildete. Hg. v. Fr. Dingelstedt. 2 Jahrgänge. Kassel 1841—42.
Theaterzeitung. Hg. v. Bäuerle. Nr. 14—20. Wien 1843.
Thüringer Kalender. Erfurt 1919.
Unsere Zeit. Bd. 14.
Untersuchungen zur neueren Literatur- und Sprachgeschichte. Bern H. 1.
Urania. Taschenbuch für das Jahr 1846. N. F. 8. Jahrg. Leipzig.
Vellhagen u. Klasings Monatshefte. Bd. 26. Bielefeld 1912.
Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage Nr. 26, 1914, 1907/08, 4099, 1911/12.
Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte. Bd. 50, 89.
Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. Bd. 13. Berlin 1899.
Zeitschrift für Bücherfreunde. N' F. 6 (1). (Organ der Gesellschaft der Bibliophilen, des Vereins deutscher Buchgewerbekünstler u. d. Wiener Biblioph. Gesellschaft. Leipzig 1914/15.
Zeitung für die elegante Welt. 1839. Nr. 86.
Wage. Wiener Wochenschrift. 7. 10. 1901. IV. 609.
Bühne u. Welt. 14. Jahrg. 11 (1911/12).
Kasseler Tageblatt. 1906/07. Nr. 160, 162, 166, 168, 170, 172.
Neue Züricher Zeitung. 1906. Nr. 134, 135.
Reichspost. Wien 1921. (O. Hipp, Fr. Dingelstedt).

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Hans Sperling, katholischer Konfession, am 30. März 1903 zu Oschersleben (Bode) als Sohn des Buchbindermeisters Herm. Sperling. Nach dem Besuche der Volksschule meiner Heimatstadt und einer Vorbereitung durch Privatunterricht, wurde ich Ostern 1917 in die Untertertia des Gymnasiums zu Heiligenstadt im Eichsfeld aufgenommen, das ich Ostern 1923 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Bis Ostern 1924 hörte ich der philosophisch-theologischen Akademie in Paderborn an und bezog dann zum Studium der Germanistik die Universität Innsbruck (Tirol). Nach zwei Semestern vertauschte ich diese mit der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster i. Westf.

Allen meinen Lehrern, besonders Herrn Prof. Dr. J. Schwering, spreche ich herzlichen Dank aus.